

Zeitschrift
des
Bergischen Geschichtsvereins



Band 104
2012-2016

Im Auftrag des Bergischen Geschichtsvereins e.V.
und seiner Wissenschaftlichen Kommission
herausgegeben von

Stefan Gorißen und Horst Sassin

Verlag für Regionalgeschichte
Bielefeld 2018

Gedruckt mit Unterstützung des Landschaftsverbandes Rheinland



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Bergischen Geschichtsverein e.V.

Alle Rechte vorbehalten

ISSN 0067-5792

ISBN 978-3-7395-1104-7

www.bgv-gesamtverein.de

www.regionalgeschichte.de

Satz: Myron Wojtowysch, Göttingen

Druck: Hans Kock Buch- und Offsetdruck, Bielefeld

Verarbeitung: Integralis Industriebuchbinderei, Ronnenberg

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier nach ISO 9706

Printed in Germany

Inhalt

Editorial 8

Hans-Joachim de Bruyn-Ouboter
(10. Oktober 1947 bis 20. September 2016) 9

Aufsätze

Max Plassmann
Zwei Urkunden Adolfs III. von Berg für den Deutschen Orden
(Damiette, 15. Juni 1218) 13

Leonie Gräfin von Nesselrode
Die ältesten Generationen der von Nesselrode. Freie oder Ministeriale? . . . 25

Abbildungen nach Seite 64

Michael Wiescher
Elberfelder Ärzte zwischen Aufklärung und Naturwissenschaft 95

Uwe Eckardt
Der Bergische Geschichtsverein im Ersten Weltkrieg 124

Norbert Krüger
„Phosphorregen“ auf Wuppertal 1943? Vom Missverständnis
zur Übertreibung und Legende 140

Gerlinde Lorenz
Die Zuspitzung des Stadt-Land-Konfliktes im Zeitalter der Weltkriege.
Das Beispiel Bergisches Land 160

Miszelle

Michael Werling
Zukunft braucht Herkunft. Über den Denkmalpflegeplan der Stadt
Bergisch Gladbach 208

Rezensionen

Manfred Groten u.a. (Hg.), Nordrheinisches Klosterbuch, 2 Bde.,
Siegburg 2009/2012 (*Kurt Wesoly*) 218

Rheinischer Städteatlas, Lieferung XX, Köln 2015, Nr. 99: Angermund, Nr. 100: Düsseldorf, Nr. 101: Monheim (<i>Kurt Wesoly</i>)	220
Radevormwald, 700 Jahre Stadt, 1316–2016, hg. v. Bergischen Geschichtsverein, Abteilung Radevormwald, Radevormwald 2015 (<i>Kurt Wesoly</i>)	223
Jochen Gruch (Bearb.), Die evangelischen Pfarrerinnen und Pfarrer von der Reformation bis zur Gegenwart, Bd. 1: A-D, Bd. 2: E-J, Bonn 2011/2013 (<i>Horst Sassin</i>)	224
Brigitte Kasten, Margarete Bruckhaus (Bearb.), Die jülich-kleve-bergischen Hof-, Hofämter- und Regimentsordnungen 1456/1521 bis 1609, Ostfildern 2015 (<i>Georg Eckert</i>)	226
Christine Maes, Adelige Frauen der Renaissance auf der Suche nach Freund- schaft und Liebe, Goch 2016 (<i>Tristan Spillmann, Elisabeth Stein</i>)	227
Marcel Albert, Die Benediktinerabtei Siegburg in der Berichterstattung der Kölner Nuntien (1584–1794), Siegburg 2014 (<i>Stefan Gorissen</i>)	229
Hermann-Peter Eberlein (Hg.), Evangelische Kirchengeschichte im Rhein- land, Bd. 2: Territorialkirchen und protestantische Kultur: 1648–1800, Bonn 2015 (<i>Stefan Gorissen</i>)	231
Gerhard Schwinge, Johann Heinrich Jung-Stilling (1740–1817), Heidelberg u.a. 2014 (<i>Klaus Goebel</i>)	233
Ernst Huckenbeck, Vom niederbergischen Schulwesen in den ersten Jahr- zehnten des 19. Jahrhunderts, Hilden 2015 (<i>Kurt Wesoly</i>)	234
Guido von Büren, Michael D. Gutbier (Hg.), Das preußische Jahrhundert, Goch 2016 (<i>Albert Eßer</i>)	235
Birgit Siekmann, Peter Schmidtsiefer (Hg.), Global Players oder Vaterlandslose Gesellen? Nordhausen 2015 (<i>Horst Sassin</i>)	236
Walter Buschmann (Hg.), Industriekultur. Düsseldorf und das Bergische Land, Essen 2016 (<i>Stefan Gorissen</i>)	239
Jürgen Herres, Köln in preußischer Zeit 1815–1871, Köln 2013 (<i>Stefan Gorissen</i>)	242
Werner Plumpe, Carl Duisberg 1861–1935, München 2016 (<i>Stephen Pielhoff</i>)	245
Stefan Flesch (Hg.), „Frei ist nur, wer beten kann“. Die Tagebücher von Klaus Lohmann, Düsseldorf 2013 (<i>Horst Sassin</i>)	248
Anselm Faust, Bernd A. Rusinek, Burkhard Dietz (Bearb.), Lageberichte rheinischer Gestapostellen, Bd. 1–3, Düsseldorf 2012–2016 (<i>Horst Sassin</i>)	249

Simone Hawlitschek, Die evangelischen Gemeinden in Düsseldorf und Wuppertal und ihre Haltung zu den verfolgten Juden zwischen 1933 und 1945, Hamburg 2016 (<i>Horst Sassin</i>)	253
Langenfelder Chronik 1940–1945, Langenfeld 2013 (<i>Horst Sassin</i>)	257
Jahresberichte 2012–2016	
Verstorbene	258
A. Berichte der bzw. des Vorsitzenden über die Arbeit des Geschäfts- führenden Vorstands für die Jahre 2012 bis 2016	265
B. Bericht des Referats für Denkmal- und Stadtbildpflege	272
C. Berichte der Abteilungen für die Jahre 2012 bis 2016	289
D. Vorträge in den Abteilungen in den Jahren 2015 und 2016	298
Abkürzungen	304
Beiträger zu diesem Band	304

Rezensionen

Manfred GROTEN u.a. (Hg.), Nordrheinisches Klosterbuch. Lexikon der Stifte und Klöster bis 1815, Teil 1: Aachen bis Düren, Teil 2: Düsseldorf bis Kleve (Studien zur Kölner Kirchengeschichte 37,1 und 37,2), Siegburg: Verlag Franz Schmitt 2009/2012, ISBN 978-3-87710-453-8 und 978-3-87710-449-1, 576 und 741 S., jeweils 39,90 €.

Bei der Bezeichnung „Nordrheinisches Klosterbuch“ haben wohl viele ein eher diffuses Bild vom Untersuchungsgebiet des groß angelegten Projektes, von dem bisher zwei Bände vorliegen. Die Herausgeber und die Autoren der einzelnen Artikel hatten die nicht gerade leichte Aufgabe, alle auf dem Gebiet von „Nordrhein“ liegenden Klöster und Stifte im nun schon seit über 70 Jahren existierenden Bundesland zu erfassen und nach einem vorgegebenen Schema zu beschreiben. Eine solche Beschränkung mag gelegentlich zu verkürzten Darstellungen führen, aber sie kann auch die Defizite der Forschung deutlich machen und zu Vergleichen mit ähnlichen Untersuchungen in anderen Regionen anregen. Die westfälischen Klöster und Stifte sind bereits in zwei umfangreichen Bänden 1992 und 1994 beschrieben worden. Das nordrheinische Pendant hat von dieser Untersuchung fast unverändert die Gesichtspunkte übernommen, die bei den einzelnen Klöstern zu berücksichtigen sind. Insgesamt werden Daten zu 72 Punkten abgefragt. So wird man über die Lage, das Patrozinium, die Entstehung und Aufhebung lexikalisch informiert. Kleinere, bei bedeutenden Klöstern auch längere ausformulierte Artikel behandeln die Geschichte sowie die geistliche und wirtschaftliche Bedeutung der Institute. In manchen Fällen mag es dem Benutzer der Bände gelingen, sich ein plastisches Bild von denjenigen Anfang des 19. Jahrhunderts aufgehobenen Klöstern zu machen, die nicht oder nur als Ruinen erhalten sind; denn die Klostergebäude und die zugehörigen Kirchen sowie deren Ausstattung (Altäre, Statuen usw.) werden genau beschrieben. Besonders wertvoll für die weitere Forschung ist die wohl fast vollständige Erfassung der Literatur zu den Klöstern, selbst von Kleinstbeiträgen. Zudem gibt es Hinweise auf Archivalien und deren Lagerorte.

Die Klöster und Stifte sind nach ihrer heutigen kommunalen Zugehörigkeit auf die insgesamt vier Bände verteilt worden, wobei der dritte Band allein der Stadt Köln vorbehalten bleibt, in deren Mauern sich 70 klösterliche Gemeinschaften niedergelassen hatten. Durch diese Zuordnung kommt es, dass in Band 1 lediglich zwei auf bergischem Gebiet liegende geistliche Institute erfasst sind, und zwar die Johanniterkommende Herrenstrunden, die heute zu Bergisch Gladbach gehört, und das im rechtsrheinischen Bonn gelegene Karmeliterkloster Pützchen. Herzog Philipp Wilhelm übertrug 1688 dem Orden die Betreuung der immer zahlreicher werdenden Wallfahrer zu der wundertätigen Quelle und schuf durch Schenkungen die Grundlage zum Bau des 1706 fertiggestellten Klosters. Der von den Patres geförderte Markt zur Versorgung der Pilger, die an Mariä Geburt (8. September) nach Pützchen kamen, entwickelte sich im 18. Jahrhundert zu einem Kram- und Viehmarkt mit überörtlicher Bedeutung. Noch heute besuchen zahlreiche Händler mit Kleidung und Gegenständen des täglichen

Bedarfs „Pützchens Markt“, obwohl der Markt zu einer der größten Kirmessen in Nordrhein-Westfalen zählt.

Der zweite Band des Klosterbuches, der die Klöster und Stifte von Düsseldorf bis einschließlich Kleve umfasst, beschreibt deutlich mehr „bergische Klöster“. Da es insbesondere die sogenannten Bettelorden in die Städte zog, finden sich neben dem im 13. Jahrhundert von den Bergern errichteten Stift (Marien/St. Lambertus) allein acht Ordensniederlassungen (Cellitinnen, Cölestinerinnen, Franziskaner, Jesuiten, Kapuziner, Karmelitinnen, Kreuzherren, Ursulinen) im Stadtgebiet des alten Düsseldorfs. Die weit ins Mittelalter zurückreichenden Stifte in Kaiserswerth und Gerresheim waren damals noch Teil selbstständiger Städte. Ebenfalls außerhalb der Mauern Düsseldorfs lagen damals die Klöster der Kapuziner (Kaiserswerth, Benrath), der Trappisten (Düsseltal) sowie die Niederlassungen des sogenannten dritten Ordens der Franziskaner (Gerresheim, Unterrath).

Selbst vielen geschichtlich Interessierten ist die Zugehörigkeit der Gebiete an der Sieg zu Berg nicht geläufig. Hier begründeten Schenkungen der Grafen von Sayn die Klöster der Augustinerinnen in (Eitorf-)Merten und der Zisterzienserinnen in (Hennef-)Zissendorf. Lange nach dem Übergang der Sayner Besitzungen an Berg entstand 1424 auf Betreiben des bergischen Herzogs ein Augustiner-Chorherrenstift in (Hennef-)Bödingen, um die Betreuung der Pilger zur dortigen Marienwallfahrt zu gewährleisten.

Seit dem Erscheinen des ersten Bandes (2009) und des zweiten Bandes (2012) sind nun bereits fünf Jahre vergangen. Der Einsturz des Kölner Stadtarchivs ist für die verzögerte Herausgabe des dritten Bandes nur zum geringen Teil verantwortlich. Die meisten Autoren hatten zu diesem Zeitpunkt ihre Archivstudien bereits abgeschlossen. Vielmehr sind es wohl Geldprobleme, die zu der Verzögerung geführt haben. War bei den ersten beiden Bänden der Landschaftsverband Rheinland der großzügige Mäzen, der die Herstellung und die aufwändige Redaktionsarbeit unterstützt hat, war schließlich die Fritz Thyssen Stiftung bereit, den Kölner Band zu finanzieren. Bis auf Kleinigkeiten sind die Manuskripte druckfertig, sodass die Hoffnung besteht, dass das Buch noch in diesem Jahr erscheinen kann.

Leider sieht es für den Band vier nicht gut aus. Eine Institution oder Stiftung, die hilft, das wichtige Werk zu vollenden, gibt es meines Wissens (noch) nicht. Das dürfte vor allem die Menschen im Bergischen Land ärgern, denn immerhin 22 bergische Klöster sind für den Schlussband vorgesehen, darunter die weltbekannten Niederlassungen in Altenberg, Heisterbach, Saarn und Siegburg. Sie alle haben das Pech, (heute) in einem Ort zu liegen, der mit einem Buchstaben der zweiten Hälfte des Alphabets beginnt. Das darf nicht das Ende des Projekts sein! Auch wenn eine Ausstellungseröffnung oder die Einweihung eines Museums mehr Glanz auf Politiker und Mäzene werfen mag, sollte die Vollendung der mühevollen Aufarbeitung sämtlicher Klöster in Nordrhein-Westfalen nicht am Geld scheitern, kann das Gesamtwerk doch zeigen, in welchem hohem Maß das Rheinland von den Klöstern geprägt wurde.

Kurt Wesoly, Bonn

Rheinischer Städteatlas, hg. vom LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte, Lieferung XX, Köln: Böhlau Verlag 2015; Nr. 99: Angermund, bearb. von Elfi PRACHT-JÖRNS, ISBN 978-3-412-22525-4, 22 S. u. 6 Tafeln, 24,50 €; Nr. 100: Düsseldorf, bearb. von Klaus MÜLLER, ISBN 978-3-412-22523-0, 48 S. u. 24 Tafeln, 39,50 €; Nr. 101: Monheim, bearb. von Elfi PRACHT-JÖRNS, ISBN 978-3-412-22524-7, 24 S. u. 9 Tafeln, 24,50 €.

Gleich drei bergische Städte machen die 20. Lieferung des Rheinischen Städteatlas aus. Die Mappen Angermund und Monheim umrahmen quasi die als Nummer 100 erschienene Mappe Düsseldorf. Damit sind immerhin 21 der insgesamt 56 bergischen Stadtrechtsorte bearbeitet. Als an Städten reicher Region liegt damit in Berg ein knappes Drittel der 183 zur Bearbeitung vorgesehenen Orte. So sehr die bergischen geschichtlich Interessierten das Erscheinen der drei Mappen freut, von denen insbesondere die bisher wenig aufgearbeitete Geschichte Angermunds und Monheims interessant ist, so erhält die Freude durch folgende Überlegung einen Dämpfer: Behält man den augenblicklichen Rhythmus bei – alle zwei Jahre drei Mappen – so dauert es noch über 50 Jahre, bis der letzte Ort bearbeitet ist, vorausgesetzt man findet weiterhin geeignete Bearbeiter und der Landschaftsverband oder ein anderer Geldgeber finanziert das Projekt.

Der Wert des Rheinischen Städteatlas liegt darin, dass hier auch solche Orte bearbeitet werden, die in der Vergangenheit zwar die Rechte einer Stadt oder Freiheit hatten, die aber längst ihren Stadtcharakter verloren haben oder in eine benachbarte Stadt eingemeindet wurden. Wohl kaum jemand sonst käme auf die Idee, etwa die Geschichte von (Köln-)Kalk oder (Solingen-)Höhscheid intensiv zu erforschen und als Monographie zu veröffentlichen. Was die Mappen bieten, ist nichts weniger als eine kurze, aus der Literatur, aber auch aus archivalischen Quellen erarbeitete umfassende Stadtgeschichte, die zeitlich von den frühesten Belegen bis zur Gegenwart reicht. Die fünf Hauptkapitel sind mit Siedlung, Topographie, Herrschaft und Gemeinde, Kirche, Kultur, Schule und Gesundheitswesen, Wirtschafts- und Sozialstruktur-Statistik überschrieben. Es folgt noch der Quellen- und Literaturnachweis. Auch wenn gegenüber der Frühzeit des Projektes in den 1970er Jahren manches heute in ganzen Sätzen dargestellt wird und die Abkürzungen auf das nötige Maß reduziert wurden, ist der Städteatlas kein „Lesebuch“. Vieles wird lexikalisch dargeboten. Das erhöht die Übersichtlichkeit der Mappen und erlaubt den schnellen Zugriff auf die Inhalte. Nicht zuletzt deshalb ist der Städteatlas bei Archivaren sehr beliebt und ist bei Besucher(an)fragen die erste Wahl. Weniger beliebt sind die Mappen bei Buchhändlern und Bibliotheken. Seit die Exemplare einzeln eingeschweißt sind, hält sich die Zahl der wegen Beschädigung nicht verkäuflichen Mappen in Grenzen. In fast allen Bibliotheken ist der Städteatlas nicht von den Besuchern direkt benutzbar, sondern sekretiert und muss eigens in den Lesesaal bestellt werden. Das liegt nicht nur an dem Großformat (DIN A3), sondern auch daran, dass die beigelegten Abbildungen, etwa alte Stadtansichten, gerahmt durchaus ein Arbeitszimmer schmücken können.

Der Kanon des Kartenteils, der in jeder der Mappen gleich ist, ist allerdings kein schmückendes Beiwerk. Die aufwändig von allen späteren Zusätzen befreite, neu gezeichnete sogenannte Urkarte (meist aus den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts) im Maßstab 1:2500 wird mit der heutigen Situation verglichen. Die Siedlungsentwicklung

lässt sich anhand der topographischen Karten im Maß 1:25000 verfolgen. In dieser Lieferung werden die Ausschnitte der Tranchotkarte (für Düsseldorf von 1805–1807) und der Kartenaufnahme des Nördlichen Bergischen Landes durch v. Müffling (für Angermund und Monheim von 1824) den Preußischen Kartenaufnahmen von 1843/45 (Uraufnahme) und von 1892/93 (Neuaufnahme) der neuesten Karte im gleichen Maßstab (TK 25) gegenübergestellt. Auch ein Schräg- oder Senkrechtluftbild und eine Übersichtskarte der Bürgermeisterei aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gehören zum Standardbildprogramm, das gewöhnlich auf vier „Tafeln“ seinen Platz findet. Während bei Angermund lediglich zwei zusätzliche Tafeln (Angerlauf 1755; Liegenschaft Kellnerei 1820) und bei Monheim vier Tafeln (darunter eine Rheinstromkarte 1776; neuere Luftbilder) abgedruckt werden, zeigt die Zahl von 24 Tafeln die Ausnahmestellung der Residenz- und Landeshauptstadt Düsseldorf. Besonders interessant ist der Vergleich der acht Festungspläne, die aus der Zeit von 1567 bis 1799 vorliegen. Auch den abgedruckten Schadensplan von 1949 habe ich in dieser Art für andere Städte noch nicht gesehen. Die Bedeutung und die Größe Düsseldorfs spiegeln sich im Format der sogenannten Urkarte. Reicht sonst das DIN A3-Format zur Abbildung der bebauten Fläche der Orte aus, so benötigte man für Düsseldorf ein Blatt von 100 × 62 cm, das nur durch eine geschickte Faltung in die Mappe passt. Mit der Qualität des Drucks der Abbildungen und der Sorgfalt und Genauigkeit der Zeichnungen verdient der Kartenteil es, mehr als bisher als eigenständige Quelle wahrgenommen zu werden. Obwohl zunehmend auch in Lehrveranstaltungen auf „das Bild als Quelle“ hingewiesen wird, werden Karten und Bilder noch immer vielfach nur als schönes Beiwerk betrachtet.

Es ist ungewöhnlich, dass von einem Autor in einer Lieferung gleich zwei Mappen erscheinen. Elfi Pracht-Jörns, die 2008 den Städteatlas von Ratingen und 2013 den von Bedburg erarbeitet hat, zeichnet für die Textteile von Angermund und von Monheim verantwortlich. Sicher hat die Beschäftigung mit der alten bergischen Hauptstadt Ratingen, die vom Amt Angermund umgeben war, der Autorin die Arbeit erleichtert; denn ein Teil der durchgesehenen Quellen war auch für die Mappen der 20. Lieferung von Nutzen. Dennoch ist die Erarbeitung des Textteils einer Stadt ein ungeheurer Kraftakt, müssen doch im jeweiligen Stadtarchiv fast alle Akten in die Hand genommen werden und auch im Landesarchiv und in anderen Archiven sind viele Bestände zu durchforsten. Wie viel Arbeit in dem Textteil einer Mappe steckt, wird häufig unterschätzt. Diesem Arbeitsaufwand ist es wenig angemessen, dass der Name des Bearbeiters nur sehr klein auf dem Umschlag gedruckt ist und vielfach – wenn denn Ergebnisse in anderen Werken zitiert werden – überhaupt nicht genannt wird.

Auch wenn Angermund 1975 nach Düsseldorf eingemeindet wurde, spielte es doch in der bergischen Geschichte eine nicht unbedeutende Rolle. Bereits vor der Mitte des 13. Jahrhunderts befand sich die Burg/der Hof Angermund in bergischem Besitz. Mit der Burg und der sich entwickelnden Siedlung (1423 Freiheit genannt) war ein Amtsbezirk verbunden, ausdrücklich in der Ämterverfassung von 1363 genannt, vermutlich aber bereits hundert Jahre vorher existierend. In die Kellnerei Angermund hatten die ansässigen Bauern im Amt, das bis an die Grenze zu Hardenberg reichte, ihre Abgaben zu liefern. Trotz einer gewissen Zentralfunktion entwickelte sich Angermund kaum. Dafür waren die Städte Ratingen und Düsseldorf zu nah. Die Einwohnerzahl lag bis zum Ende des Alten Reiches stets unter 500. Auch danach gab es kaum nennenswertes

Wachstum des Ortes, da es keine industrielle Entwicklung gab. Erst nach 1945 entstanden neue Wohngebiete für Flüchtlinge, aber auch begüterte Schichten der benachbarten Großstädte lernten die Wohnqualität des intakten Ortes schätzen. Die Abnahme der Bedeutung von Angermund nach dem Ende des Herzogtums lässt sich auch anhand der neuen „Geschichte des Bergischen Landes“ ablesen. Findet der Ort im ersten Band immerhin an 23 Stellen Erwähnung, ist er in Band II lediglich auf drei Seiten erwähnt.

Auch das Mitte des 12. Jahrhunderts erwähnte Monheim war vermutlich ein Jahrhundert später Mittelpunkt eines bergischen Amtes. 1434 erhielt der Ort Freiheitsrechte. Im Gegensatz zu Angermund war er durch Mauern befestigt. Trotz seiner Lage am Rhein entwickelte sich der Ort kaum. Neben ein paar Fischern und Schiffern lassen sich nur wenige Handwerker nachweisen. Erst Anfang des 20. Jahrhunderts nach dem Anschluss an das Eisenbahnnetz wandelte sich Monheim von einer landwirtschaftlich geprägten Gemeinde zu einem Industrieort. Nach der Verleihung des Stadtrechts 1960 wuchs die Zahl der Bewohner stark an, die vor allem in 1951 hinzugewonnenen Gebieten siedelte. Nach der Überwindung der Strukturkrise der 1980er Jahre gehört Monheim heute mit zukunftssträchtigen Betrieben zu den prosperierenden Städten im Kreis Mettmann.

Für den Städteatlas Düsseldorf hat man Klaus Müller gewinnen können. Der ehemalige Professor an der Heinrich-Heine Universität hat sich bereits mehrfach mit der neueren Geschichte der alten bergischen Haupt- und Residenzstadt beschäftigt. In dem 1988 erschienenen zweiten Band der Geschichte Düsseldorfs hat er auf über 300 Seiten das Schicksal der Stadt in der Zeit von 1614 bis 1806 gekonnt und gut lesbar dargestellt. Den nahezu gleichen Zeitrahmen (1609–1806) hatte er für den ersten Band der 2014 gedruckten „Geschichte des Bergischen Landes“ übernommen und die Aufgabe souverän gelöst. Da die Zeitspanne bei jeder Städteatlasmappe von der vorgeschichtlichen Zeit bis in die Gegenwart reicht, waren für den Autor umfangreiche Studien in Epochen vonnöten, die nicht zu seinen Spezialgebieten zählen. Soweit man das als Rezensent beurteilen kann, sind alle Erfordernisse, die das Atlasschema stellt, von Klaus Müller gut gelöst worden. Zweifellos hat die lange und intensive Beschäftigung der Geschichtswissenschaftler und Heimatforscher mit der Düsseldorfer Geschichte die Aufgabe etwas erleichtert.

Der Versuch, den Inhalt und die Ergebnisse dieser Mappe hier auch nur annähernd wiederzugeben, ist zum Scheitern verurteilt, umfasst der Text doch 48 großformatige Seiten. Wichtig ist aber darauf hinzuweisen, dass sich die Untersuchung nicht auf die Kernstadt innerhalb der Mauern beschränkt, sondern auch die Außenbürger und die (späteren) Stadtreile berücksichtigt werden. Wenngleich der 1288 mit Stadtrecht begabte Ort bis zum Ende des 16. Jahrhunderts stets deutlich unter 5.000 Einwohnern hatte, war die Stadt als eine der vier sogenannten „Bergischen Hauptstädte“ etwas Besonderes unter den bergischen Orten. Seitdem die bergischen Herzöge Düsseldorf im 16. Jahrhundert zu ihrer ständigen Residenz gemacht hatten, entwickelte sich die Stadt stärker. Auch wenn der Großteil des Hofes nach dem Tod Jan Wellems die Stadt verließ, blieben ihr doch viele Zentralfunktionen und ein Großteil der Landesverwaltung. Die Entwicklung zu einem Industriestandort von außerordentlicher Bedeutung setzte bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein. Als sogenannter „Schreibtisch des Ruhrgebietes“ saßen hier die Verwaltungen vieler Großunternehmen. Dennoch sind auch heute noch

über 40 Prozent der Arbeitnehmer im produzierenden Gewerbe beschäftigt, obwohl Düsseldorf häufig nur als Verwaltungs-, Kunst- und Kulturmetropole gesehen wird.

Kleine Anmerkung: Warum in einer Lieferung einmal „Honnschaft“ (Angermund, Monheim) und dann „Honschaft“ (Düsseldorf) verwendet wird, bleibt wohl ein Geheimnis der Redaktion, die sich eigentlich vor Jahren auf die erste Schreibweise geeinigt hatte, wie sie jetzt fast allgemein ist. Auch der Farbwechsel der Mappenumschläge von grau zu blau tut den abgebildeten Stichen meines Erachtens nicht gut. Aber was soll's, als Bergische freuen wir uns auf die Mappe der bergischen Stadt Siegburg, die bereits vom Verlag angekündigt ist.

Kurt Wesoly, Bonn

Radevormwald, 700 Jahre Stadt, 1316–2016, hg. v. Bergischen Geschichtsverein, Abteilung Radevormwald, Radevormwald: Jungdruck 2016, (ohne ISBN) 392 S., 25,- €

Die Geschichte einer Stadt herauszugeben ist stets ein Kraftakt. Die Abteilung Radevormwald des Bergischen Geschichtsvereins hat sich dieser Aufgabe gestellt und sie erfolgreich gemeistert. Wenn man bedenkt, dass die Abteilung in der ersten Hälfte der 1990er Jahre mit ihren 14 oder 15 Mitgliedern praktisch keine Aktivitäten mehr zeigte, ist die Herausgabe des 400 Seiten starken, großformatigen Bandes umso bemerkenswerter.

Es gab gleich zwei Anlässe, die Geschichte der Stadt zu beleuchten. 2016 feierte die Abteilung Radevormwald ihr siebzigjähriges Bestehen und die Stadt wurde – wie der Titel des Buches ausweist – 700 Jahre alt. Zwar gibt es keine Urkunde über die Verleihung der Stadtrechte, aber mit der Wahl des Jahres 1316 befindet man sich auf sicherem Grund; denn die Abschrift der Urkunde über die Stiftung der Katharinenvikarie vom 24. Juni 1316 nennt als Beglaubigungsmittel das Siegel der Bürger (oppidani). Erhalten ist dieses Siegel, das den zwiegeschwänzten „bergischen“ Löwen mit einem Schlüssel in der rechten Pranke zeigt, erst an einer Urkunde von 1371, aber seine Entstehung ist vom Siegelkenner Toni Diederich mit einleuchtenden Gründen in die Zeitspanne von 1309 bis 1316 gelegt worden. Dass viele Urkunden und andere Zeugnisse der frühen Geschichte Radevormwalds nur abschriftlich erhalten sind, hat nicht zuletzt darin seinen Grund, dass der Ort 1525 und 1571 von zwei verheerenden Stadtbränden heimgesucht wurde. Aber auch der Stadtbrand von 1802, dem praktisch alle Gebäude zum Opfer fielen, vernichtete weitere Quellen. Dennoch ist es den Autoren gelungen, viele Aspekte der Stadtgeschichte anschaulich darzustellen.

Wie in der jüngst erschienenen „Geschichte des Bergischen Landes“ wird die Geschichte der Stadt in etwas längeren Artikeln chronologisch behandelt. Dazwischen gibt es kleine, meist nur ein oder zwei Seiten umfassende Beiträge. Im Verzeichnis der Bearbeiter fällt auf, dass fast alle in Radevormwald ansässig sind. Lediglich für die Darstellung der aufgrund der Quellenlage schwierig darzustellenden Kapitel „Zur Wirtschaftsgeschichte um 1300–1618“ und „Zur Kirchengeschichte um 1300–1650“ hat man sich professionelle Hilfe geholt. Aber selbst der heute in Bonn lebende Peter Arnold Heuser, einer der produktivsten Historiker, die ich kenne, mit einer breiten Palette von Arbeiten, hat seine Wurzeln im nahen Remscheid. Einen erheblichen Anteil an den Überblicksartikeln hat die im Frühjahr 2017 verstorbene ehemalige Realschul-

Lehrerin Dörte Hofschien, die sich nach ihrer Pensionierung zu einer Historikerin mit einem Schwerpunkt im Dritten Reich weitergebildet hat. Neben einer kurzen Übersicht über die Frühgeschichte (mit Hanns H. Neumaier) und die Zeit Napoleons liefert sie chronikalische Notizen und kurze Artikel für das gesamte 19. Jahrhundert, die Zeit des Ersten Weltkriegs, der Weimarer Republik und für das Dritte Reich. Viele der Daten stammen aus archivalischen Quellen. Deshalb werden sie die weitere Erforschung der Radevormwalder Stadtgeschichte erheblich erleichtern. Die Überblicke über die Zeitabschnitte werden ergänzt durch eine Vielzahl von zugeordneten kleineren Artikeln, von denen einige von der Autorin verfasst wurden. Als dritten Autor muss man den ehemaligen Vorsitzenden der Abteilung des Bergischen Geschichtsvereins Wolfgang Motte hervorheben. Neben einem Überblick „Radevormwald im Dreißigjährigen Krieg“ – einem seiner Spezialgebiete – hat er noch acht weitere kleine Beiträge und eine Liste der Bürgermeister und Stadtdirektoren zum Buch beigetragen, wobei er wegen schlechten Quellenlage nur einen Stadtoberen vor 1550 namhaft machen kann. Über „Das letzte Vierteljahrhundert – Radevormwald von 1999 bis 2015“ konnte Josef Korsten einen kompetenten Überblick geben, war er doch seit 1999 Bürgermeister der Stadt.

Selbstverständlich kann eine Rezension die Vielzahl der Artikel – es sind fast 100 – und die 41 Autoren der Beiträge nicht alle nennen und schon gar nicht angemessen würdigen. Aber es soll doch erwähnt werden, dass die Vorstandsmitglieder der Abteilung mehrere Artikel selbst verfasst haben. Es ist klar, dass nicht alle Beiträge wissenschaftlichen Ansprüchen genügen, aber sie sind durchweg – insbesondere für die Einwohner Radevormwalds – höchst interessant. Dass die Stadtgeschichte das richtige Maß zwischen Wissenschaftlichkeit und Popularität gefunden hat, beweist der Verkaufserfolg. Bereits im Erscheinungsjahr musste eine zweite Auflage gedruckt werden.

Kurt Wesoly, Bonn

Die evangelischen Pfarrerinnen und Pfarrer im Rheinland von der Reformation bis zur Gegenwart, zusammengestellt und bearbeitet von Jochen GRUCH, (Schriften des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte 175), Band 1: A-D, Bonn: Verlag Dr. Rudolf Habelt 2011, ISBN 978-3-77493-608-9, 370 Seiten und 1 ausklappbarer Bogen, 49,- €; Band 2: E-J, Bonn. Verlag Dr. Rudolf Habelt 2013, ISBN 978-3-77493-733-8, 482 Seiten und 1 ausklappbarer Bogen, 52,- €.

Ein ambitioniertes Werk ist anzuzeigen, der Nachfolger des rheinischen Pfarrerbachs von Rosenkranz aus dem Jahr 1958.¹ Dessen Daten wurden überprüft, sodass der Nutzer auf eine verlässliche Grundlage zurückgreifen kann, und durch Angaben insbesondere zur Familie und zur Literatur ergänzt. Dies war in langer Vorarbeit auch durch die Zuarbeit der Pfarrämter und tausender Pfarrer möglich. Die Einleitung in das Gesamtwerk in Band 1 beschreibt den langwierigen Werdegang und den Aufbau der Biogramme. Der für die Aufnahme von Personen berücksichtigte Zeitraum beginnt mit dem Jahr 1517, als es allerdings noch keine Reformation im Rheinland und in ganz Deutschland gab, und endet mit dem Jahr 2006.

¹ Albert ROSENKRANZ, Das Evangelische Rheinland. Ein Gemeinde- und Pfarrerbuch, Bd. 2: Die Pfarrer (Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte 7), Düsseldorf 1958.

Die rund 15.000 Pfarrerinnen und Pfarrer, die in das ursprünglich auf fünf Bände konzipierte, nun durch Umfangserweiterung ab Band 2 auf vier Bände reduzierte Werk aufgenommen werden, sind in acht Rubriken gelistet. Die ersten beiden Bände enthalten die Biogramme von 6243 Pfarrern mit den Rubriken: 1) Kopfzeile mit Namen (einschließlich Namenswechsel und unterschiedliche Schreibweisen), Konfession (lutherisch, reformiert, uniert, auch Konfessionswechsel) und laufender Nummer; 2) Lebens- und Ausbildungsdaten (einschließlich Militärdienst, Reichsarbeitsdienst, Freiwilligem Sozialen Jahr u.ä., Hilfsdienst, Ordination, Sonderdienste); 3) Amtdaten (mit Amtswechseln, kirchlichen Tätigkeiten jenseits der Gemeinden, sonstigen Tätigkeiten wie z.B. an Hochschulen); 4) Bemerkungen (z.B. theologische und kirchenpolitische Orientierung, Parteimitgliedschaften und Gestapohaft); 5) Familiendaten (mit Angaben zu Eltern, Ehepartner, leiblichen und adoptierten Kindern, auch mit deren gestatteten Berufsangaben); 6) Bibliografie bzw. Veröffentlichungen des Pfarrers (darunter auch gedruckte Einzelpredigten bis 1850); 7) Literatur über den Pfarrer; 8) Festschrift. Eine erweiterte Fassung der Bibliografien der einzelnen Pfarrer soll die elektronische Fassung enthalten. Kirchengemeindliche (Fest-) Schriften fallen bei der angegebenen Literatur fort. Je nach Quellenlage entfallen einige Rubriken.

Im ersten Band liefert Gruch erste vorläufige Befunde über die sozialgeschichtlichen Auswertungsmöglichkeiten der Pfarrerbiogramme. Dies betrifft insbesondere die regionale Herkunft der Pfarrer. Für das Herzogtum Berg stellt er die Rekrutierung lutherischer Pfarrer vorwiegend aus der Grafschaft Mark und den Reichsstädten Dortmund und Soest fest. Bei den Wuppertaler Reformierten gab es im späten 19. und im 20. Jahrhundert einen starken wechselseitigen Kontakt nach Ostfriesland. Dass der Beruf des Pfarrers zugleich eine Berufung war, lässt sich an den Biogrammen kaum nachweisen. Jedoch ermittelt Gruch in massiven Verfolgungszeiten kaum einen Berufswechsel der amtierenden Pfarrer und generell häufiger einen Wechsel hin zum Pfarrer als umgekehrt. Wenn ein Pfarrer seinen Beruf wechselte, betraf dies vorwiegend medizinische Berufe und Lehrer. Alle anderen Berufe erscheinen nur in Einzelfällen.

Auf die Einleitung im ersten Band folgen die Rubriken und ihr Inhalt in tabellarischer Übersicht, das Abkürzungsverzeichnis, die Sonderzeichen, die Literatur und die für sie verwendeten Abkürzungen, darunter auch die ZBGV, und die nach Kirchenkreisen gegliederten Funktionspfarrstellen. Überaus hilfreich zum Gebrauch ist das am Schluss beider Bände beigegefügte ausklappbare Faltblatt, das die vor Beginn der Biogramme aufgeführte tabellarische Rubriken-Übersicht mit der groben (Band 1) bzw. ausführlichen (Band 2) Angabe des Inhalts, dem Abkürzungsverzeichnis und Sonderzeichen enthält. Zudem ist das Literaturverzeichnis im Band 2 erweitert worden. Der 3. Band (Buchstaben K-R) ist nach Redaktionsschluss im Frühjahr 2018 erschienen.

Es handelt sich um ein reines Nachschlagewerk, dessen Gebrauchswert für einschlägig Interessierte nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Horst Sassin, Solingen

Brigitte Kasten, Margarete Bruckhaus (Bearb.), *Die jülich-kleve-bergischen Hof-, Hofämter- und Regimentsordnungen 1456/1521 bis 1609* (Residenzenforschung 26), Ostfildern: Thorbecke 2015, ISBN 978-3-7995-4529-7, 865 S., 102,- €.

Die nun vorgelegte Quellenedition steht am Ende einer eindrucklichen Buchreihe über die Entstehung der Residenzherrschaft im Übergang zur Frühen Neuzeit. Zugleich kann sie am Anfang weiterer Studien stehen, die weit über die Höfe von Jülich, Kleve und Berg hinauszureichen vermögen. Sämtliche im Nordrhein-Westfälischen Hauptstaatsarchiv überlieferten einschlägigen Quellen aus den Jahren 1456 bis 1603 sind hier in chronologischer Ordnung abgedruckt, bekannte Deperdita gesondert aufgeführt.

Die fürwahr umfassende Edition erlaubt eine perspektivenreiche Lektüre – mit Blicken beispielsweise auf die Kontinuität der chronisch zu knappen Ressourcen (wiederholt von Räten vermerkt, die sich um die Finanzen sorgten) und insbesondere auf den Wandel der Hofführung selbst (in mannigfachen Details: sogar die Essigproduktion ist angeführt), auf die wirtschaftlichen Grundlagen von Fürstenherrschaft überhaupt (bis hin zu Besoldungsordnungen), auf die Formung einzelner Ämter wie des Fassbinders oder des aufsteigenden Hofmeisters, auf die Genese einer modernen, den Herrscherhof einhegenden bzw. ihn gar formenden Bürokratie (u.a. in einer Hofräte- und einer Kanzlei-Ordnung reguliert), auf Patronage-Strukturen bei Hofe (anhand von Personalisten nachvollziehbar), auf komplexe Aushandlungsprozesse zwischen Fürst, Räten und Ständen (zum Beispiel in konkurrierenden Entwürfen für neue Satzungen zu ersehen), auf die konkrete Ausübung von Herrschaft (wie sie eine Ordnung für den Supplikationsmeister widerspiegelt), auf Politik unter den Bedingungen einer Personalunion (etwa in Gestalt eines Protokolls der jülich-klevischen und bergisch-märkischen Räte) und schließlich gar auf reichsgeschichtliche Verwicklungen (namentlich durch kaiserliche Dekrete fassbar), zudem vergleichende insofern, als die Adaption von Usancen anderer Höfe noch internationaler bzw. eher interdynamischer Aufarbeitung harrt.

Dabei gereicht dem Band sogar zum Vorteil, dass die einschlägig ausgewiesenen Bearbeiterinnen einen ihrer Editionsgrundsätze sehr weit auslegen: Wenn selbst Gramina der Jägerknechte oder nur vereinzelt erhaltene, hier glücklicherweise wiedergegebene Futterzettel, die einer Verbrauchsabrechnung gleichkamen, auf eine „Normsetzende Absicht“ (XLVI) zurückgehen, ließe sich schwerlich eine Quelle denken, auf die eine solche Definition nicht zuträfe. Gerade die Dokumente, die strenggenommen auszusortieren wären, darf man aber als ausgesprochene Bereicherung wahrnehmen; bereits die einleitend konstatierten (LI) Wiederholungen einschlägiger Anordnungen weisen auf praktische Friktionen hin, denen die Hofführung im Geflecht vieler sich überkreuzender Interessen ausgesetzt war. Zweifelsohne sind die meisten hier abgedruckten Quellen aus präskriptiven (man könnte auch sagen: politischen) Ambitionen entstanden, deren Tendenz die Bearbeiterinnen benennen (XLVI ff): am Anfang der untersuchten Periode vornehmlich Gehalts- und einzelne Hofämterordnungen, seit dem 1530er Jahren indes Hofordnungen genereller Art, die zuvor für sich bestehende Regelungen zusammenzufassen suchten, ehe ein Ausdifferenzierungsprozess für die diversen Ämter einsetzte, eingerahmt schließlich von den unter den Sonderbedingungen einer Personalunion besonders relevanten Regimentsordnungen.

Die Einleitung beinhaltet eine präzise Aktenbeschreibung, eine Darstellung der Überlieferung und eine sehr generell gehaltene Synopse der komplexen Geschichte der beteiligten Höfe (illustriert durch einen Stammbaum und zwei Karten), ohne Details (oder einzelne Akteure) vorzustellen; eine These stellt sie nicht auf, sondern ermöglicht dem Leser einen unverstellten Blick auf die Texte selbst. Dass am Anfang des Bandes ein Verzeichnis Quellen samt Literatur unterschiedslos auflistet, wirkt in der Benutzung eher hinderlich; hilfreich hingegen sind an seinem Ende die Register für Personen und Orte einerseits, Sachen andererseits, tief erschlossen (darunter selbst „Bach, austrocknen“) und geradezu appetitanregend, wenn von „Ente“ über „Gans“ und zahlreiche „Getreidesorten“ bis hin zu „Wein“ und „Zunge“ indirekt die Speisekarte bei Hofe aufgelistet wird. Zu erwähnen ist auch das Glossar der Quellenbegriffe, das den Editionsteil entlastet und die Herausforderungen einer Lektüre von Texten mindert, die in zeitgenössischem Duktus normalisiert und also überwiegend mit niederrheinischem, im Falle der kaiserlichen Dokumente mit österreichischem Unterton wiedergegeben sind; die Bearbeiterinnen haben sich auf die nötigsten Anmerkungen vorwiegend philologischer Art beschränkt, Hinweise auf die wechselhaften Kontexte hätten wohl den Umfang des voluminösen Bandes gesprengt. Kurze Einführungen behandeln jeweils die Überlieferung der Quellen und machen deren Funktion deutlich, lassen dem Leser indes die Freiheit, eigene Leseindrücke zu gewinnen.

Also liegt nun eine in jeder Hinsicht höchst vielseitige Edition vor, die mehr bietet, als ihr Titel verspricht. Eine vergleichbar kontinuierliche Materialsammlung steht nämlich nicht zur Verfügung, zu den erfassten Territorien (in Verbindung mit den bereits verfügbar gemachten klevischen Hofordnungen, bearbeitet von Klaus Flink, Köln u.a. 1997) ohnehin nicht. Also ist dem Band eine intensive Rezeption in der keineswegs nur regionalgeschichtlichen Forschung – und nicht zu vergessen: in der akademischen Lehre – sehr zu wünschen.

Georg Eckert, Wuppertal

Christine MAES, *Adelige Frauen der Renaissance auf der Suche nach Freundschaft und Liebe. Die Töchter Herzog Wilhelms V. von Jülich-Kleve-Berg im Briefwechsel mit Margaretha von der Marck-Arenberg (Jülicher Forschungen 10, Montanus 15)*, Goch: Pagina Verlag 2016, ISBN 978-3-944146-69-0, 224 S., 19,80 €.

Die ursprünglich im Jahr 1998 als Staatsarbeit abgefasste und erst im Jahr 2016 von den Geschichtsvereinen von Jülich und Opladen herausgegebene Studie von Christine Maes behandelt den umfangreichen Briefwechsel zwischen Gräfin Margaretha von der Marck-Arenberg (1527–1599) und den vier Töchtern Herzogs Wilhelms V. von Jülich-Kleve-Berg (1516–1592) mit Fokussierung auf drei ambitionierte Leitlinien. Im Mittelpunkt steht das letztlich gescheiterte Heiratsprojekt zwischen Margarethas Sohn Karl (1550–1616) und Wilhelms Tochter Sibylle (1557–1628). Überdies untersucht sie auch das enge Verhältnis zwischen den jeweiligen adeligen Verfasserinnen sowie die Situation an den Höfen und die hieraus, besonders in Hinblick auf Arrangements von Ehen, resultierenden Handlungsräume adeliger Frauen im 16. Jahrhundert. So liefert Maes einen zusätzlichen mentalitäts- und geschlechtergeschichtlichen Beitrag und ergänzt die

Arbeiten von Peter Neu zur Familie Arenberg¹ respektive zu den Geschäftstätigkeiten Margarethas von der Marck-Arenberg.²

Nach der Skizzierung der Quellenlage sowie der Einordnung des Schriftverkehrs in den historischen Kontext bildet Maes im ersten Kapitel die Geschichte der beiden Adelshäuser mitsamt ihrer Stellung im 16. Jahrhundert ab und arbeitet die biographischen Werdegänge Margarethas von der Marck-Arenberg und Herzog Wilhelms V. von Jülich-Kleve-Berg heraus. Des Weiteren gibt sie einen Überblick über die Eheschließungen der drei älteren Töchter des Hauses Jülich-Kleve-Berg, ordnet diese in die politisch-territoriale Situation im Reich ein und zeigt anhand dieser Ehen der konfessionell gespaltenen niederrheinischen Herrscherfamilie die Bedeutung und Auswirkung des neuen Faktors der Konfession für die Herrschaftskonfigurationen Europas auf.

Im zweiten Kapitel behandelt die Autorin schließlich das Heiratsprojekt zwischen der jüngsten Tochter Sibylle von Jülich-Kleve-Berg und Karl von Arenberg, das maßgeblich von Margaretha vorangetrieben worden ist. Die Schwierigkeiten bei diesem Anliegen spiegeln zugleich auch die grundlegenden Merkmale von adligen Eheschließungen im Zeitalter der Reformation und der Konfessionalisierung wider. Zum einen sollte sich der Standesunterschied zwischen den beiden Familien als Problem herausstellen – die Erhebung Arenbergs zur fürstlichen Grafschaft im Jahr 1576 durch Kaiser Maximilian II. sollte daran nur wenig ändern, wie Kaiser Rudolf II. in einem Brief an Herzog Wilhelm V. verdeutlichte (S. 68). Zum anderen sollten Sibylles protestantischer Glaube sowie die komplexe konfessionelle Situation am Hofe und besonders innerhalb der Räte des Herzogtums Jülich-Kleve-Berg das Anliegen Margarethas erschweren. Die als äußerst fromm beschriebene Katholikin warb gezielt öffentlich bei katholischen Fürsten für ihr Projekt und versuchte diese davon zu überzeugen, dass durch diese Heirat Sibylle schlussendlich zum alten Glauben zurückkehren und auf diese Weise die katholische Partei im rheinischen Herzogtum entscheidend gestärkt werden würde. Dies war Margarethas Hauptargument in ihren Briefen an die Herzogsfamilie von Bayern, Albrecht V. (1528–1579) und Anna von Österreich (1528–1590), an König Philipp II. von Spanien (1527–1598) sowie Kaiser Rudolf II. (1552–1612), bei denen sie um Unterstützung bat. Inzwischen sollte aber auch Herzogin Anna von Bayern einen eigenen Heiratsplan entwickeln. Sie gedachte nämlich ihren Neffen Markgraf Philipp von Baden (1559–1588) mit Sibylle zu verheiraten, um den bayerischen Einfluss in Jülich-Kleve-Berg auszubauen (S. 84). So stieß die Gräfin von der Marck-Arenberg auf erheblichen Widerstand von allen Seiten, da alle Akteure ihre jeweils eigenen politisch-territorialen und konfessionellen Interessen vertraten.

Maes zeigt anhand der Briefe, welchen Spielraum die eigentlichen Protagonisten dieses Projekts besaßen und wie vor allem die weiblichen Akteure ihre eigenen Anliegen vertreten konnten. Die Verhandlungen über die Eheschließung sollten sich aufgrund der Einwände Sibylles und Margarethas über zehn Jahre hinziehen, bis Sibylle schließ-

¹ Peter NEU, Die Arenberger und das Arenberger Land (Veröffentlichungen der Landesarchivverwaltung Rheinland-Pfalz 52), 6 Bde., Koblenz 1989–2001, hier Bd. 1: Von den Anfängen bis 1616. Neu behandelt auf S. 232–237 ebenfalls die Hochzeitspläne zwischen Sibylle und Karl.

² DERS., Margaretha von der Marck (1527–1599). Landesmutter – Geschäftsfrau und Händlerin – Katholikin. Eine gefürstete Gräfin in einer Zeit großer Umbrüche, Essen 2013.

lich auf Druck der Räte von Jülich-Kleve-Berg und ihres Vaters Markgraf Philipp von Baden ehelichen sollte, der jedoch vor der Hochzeit verstarb (1588). In den Folgejahren spielte Sibylle in diversen Heiratsplänen nach wie vor eine Rolle, bis sie letztlich 1601 den Markgrafen Karl von Burgau (1560–1618) heiratete (S. 117–121). Margaretha arrangierte für ihren Sohn nach kurzen Verhandlungen die Heirat mit Anne von Croÿ (1564–1635), der Tochter Herzogs Philippe von Aarschot (1526–1595).

Im dritten und letzten Kapitel untersucht die Autorin die behandelten Briefe aus einer geschlechtergeschichtlichen Perspektive und setzt sich mit dem Medium Brief als solches kurz auseinander. Zudem teilt Maes das Leben adeliger Frauen in der frühen Neuzeit im Rahmen des von ihr betrachteten Schriftwechsels in verallgemeinernder Weise ein. So reduziert sie deren Lebensabschnitte auf die Zeitspannen „Hochzeitsvorbereitungen“, „Schwangerschaft und Geburt“ sowie „Krankheiten und Tod“ (S. 135–157). Ebenfalls betrachtet sie die Situation adeliger Frauen am Hof und schließt das Kapitel mit einem Resümee ihrer politischen und sozialen Handlungsräume.

Christine Maes greift auf einen umfangreichen Schriftwechsel zurück und bildet chronologisch den Prozess der Heiratsplanung und dessen Scheitern im Spiegel des Briefwechsels ab. Anschaulich stellt sie die Bestrebungen der Protagonistinnen einerseits und die letztlich über sie bestimmenden äußeren Instanzen andererseits dar. Ihr Augenmerk richtet sie stets auf die politischen und konfessionellen Rahmenbedingungen, die zu den wichtigsten Faktoren von adeligen Konnubien in der Frühen Neuzeit gehören. Dabei betont sie jedoch die vermeintlich emotionale und innere Geisteshaltung der jeweiligen Akteurinnen sehr stark, was sich nicht immer eindeutig aus den Briefen herauslesen lässt. Ein stärkerer hermeneutischer Ansatz wäre für die mentalitätsgeschichtliche Fragestellung eventuell ergiebiger gewesen, um nicht nur den stilistischen Duktus der Briefe herauszuarbeiten, sondern auch, um etwaige Topoi sowie die Artikulation der tatsächlichen emotionalen Haltung der jeweiligen Verfasserinnen differenzierter betrachten zu können.

Die Studie verfolgt einen deskriptiven Ansatz, der sich vor allem durch die umfassende Wiedergabe von Briefzitate im Text manifestiert. Dies ermöglicht dem Leser zwar eine unmittelbare Teilhabe an dem Schriftwechsel, lässt aber einen systematischen Ansatz für die von der Autorin zu untersuchenden Fragestellungen sowie eine durchgehend stringente Argumentation schlussendlich vermissen. Nichtsdestoweniger liefert Maes mit ihrer Arbeit einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Rheinlandes sowie zu den Handlungsspielräumen adeliger Frauen im Zeitalter der Konfessionalisierung. Die Studie bietet eine wertvolle Grundlage für zukünftige Forschungen zu geschlechtergeschichtlichen sowie politisch-konfessionellen Fragestellungen bezüglich der rheinischen Fürstentümer.

Tristan Spillmann und Elisabeth Stein, Wuppertal

Marcel ALBERT, *Die Benediktinerabtei Siegburg in der Berichterstattung der Kölner Nuntien (1584–1794)* (Siegburger Studien, Neue Folge), Siegburg: Rheinlandia Verlag Klaus Walterscheid 2014, ISBN 978-3-981604-15-3, 223 S., 20,- €.

Die verfassungsrechtliche Stellung der Stadt Siegburg und der dort exponiert auf einem Vulkankegel gelegenen Benediktinerabtei waren seit dem Hochmittelalter wiederholt

umstritten. Bereits seit ca. 1120 übten die bergischen Grafen die Vogteirechte für das Kloster aus, was hier wie andernorts zum wichtigem Ausgangspunkt für den Ausbau der bergischen Landesherrschaft im Hoch- und Spätmittelalter wurde. Noch 1601 bekräftigten der Siegburger Abt und der bergische Herzog vertraglich ihre wechselseitigen Rechte und Pflichten, wobei Stadt und Kloster Siegburg sich verpflichteten, zu den Aufwendungen des Landes durch Steuerzahlung beizutragen. Damit wurde ein wesentliches Merkmal landesherrlicher Herrschaft explizit anerkannt. Dies hinderte jedoch den ebenso ehrgeizigen wie umstrittenen Siegburger Abt Johann Bock von Pattern nicht, in den folgenden Jahrzehnten die Reichsunmittelbarkeit des Siegburger Klosters zu reklamieren. Anlass hierfür war das Aussterben des bergischen Herrscherhauses im Jahr 1609 und der sich anschließende Erbfolgestreit, an dessen Ausgang sich der Abt nicht gebunden fühlte. Der Ausbau des Klosterbergs zur Festung durch die Schweden während des Dreißigjährigen Krieges und die Übernahme der Festungsanlagen durch die Abtei nach Abzug der Schweden im Jahr 1635 mit dem Ansinnen, in den Festungsanlagen eine Garnison für kaiserliche Truppen einzurichten, schufen für den bergischen Herzog Wolfgang Wilhelm und seinen Nachfolger Philipp Wilhelm eine bedrohliche Lage. Als sich die Abtei nach jahrelangen Verhandlungen weiterhin weigerte, der Forderung der bergischen Regierung nach Schleifung der Festungsanlagen auf dem Klosterberg nachzukommen, ließ der Herzog 1670 Stadt und Kloster kurzerhand militärisch besetzen. Erst vor diesem Hintergrund gelang es 1673, einen Vergleich zu schließen, wonach die Erbvogtei beim Herzogshaus verbleiben, die Besatzung abgezogen und die Befestigungen geschleift werden sollten. In einem weiteren 1676 unterzeichneten Vertrag kam es schließlich zu einer endgültigen Regelung, in der die Abtei auf den Anspruch auf Reichsunmittelbarkeit verzichtete und den bergischen Herzog förmlich als Landesherrn anerkannte. Bis zum Untergang des Alten Reichs blieb die Stadt Siegburg mit dem mächtigen Benediktinerkloster Teil des Herzogtums Berg. Im Gegenzug wurde der Abt in seiner Stellung als Grund- und Unterherr bestätigt.

Diese Grundzüge der politischen Geschichte Siegburgs in der Frühen Neuzeit sollten dem Leser oder der Leserin vertraut sein, der oder die zu dem hier vorzustellenden Buch von Marcel Albert greift. Die Darstellung von Albert bietet nämlich keine zusammenhängende Erzählung zur Geschichte von Stadt und Kloster – auch wenn einzelne Aspekte wiederholt zur Sprache kommen. Der Autor hat es sich vielmehr zur Aufgabe gemacht, die Siegburg betreffenden Bezüge in den Berichten des Kölner Nuntius an den Kardinalnepoten in Rom herauszusuchen und diese in chronologischer Reihenfolge detailliert zur referieren. Hierzu greift er auf die seit 1895 von der Görres-Gesellschaft betreute Edition „Nuntiaturreportagen aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken“ zurück, eine Reihe, in der mittlerweile in zwanzig Teilbänden auch Berichte aus der 1585 eingerichteten Kölner Nuntiaturreportagen ediert wurden. Jedoch ist die Edition damit noch längst nicht abgeschlossen: Zum 18. Jahrhundert wurde bislang erst ein einziger Band für die Jahre 1785–1794 publiziert, weitere Lücken bestehen für die Zeit zwischen 1651 und 1670 sowie nach 1672. In der vorliegenden Darstellung ergeben sich aus diesem Bearbeitungsstand extreme – vom Autor nicht weiter explizierte – Ungleichgewichte: zwei Drittel des Textes behandeln die Jahre 1670–1672, zum 18. Jahrhundert finden sich nur wenige Bemerkungen, ganze Jahrzehnte bleiben ‚tabula rasa‘. Eine inhaltliche Begründung für diese zeitliche Schwerpunktsetzung wird nicht geboten. Das Buch bietet

also keine Darstellung der Geschichte des Siegburger Klosters aus einer bestimmten Perspektive, wie der Titel erwarten lassen könnte. Statt dessen gewinnt man aber Einblick in das oftmals naiv und hilflos anmutende Handeln des zudem häufig schlecht informierten Nuntius Fancesco Buonvisi, der seinen Dienst in Köln für zwei Jahre versah und sich – offenbar im Unterschied zu manch anderem Nuntius – als besonders eifriger Schreiber von Berichten erwies.

Die Relevanz vieler von Albert aus den Nuntiarberichten exzerpierten Einzelheiten bleibt undeutlich, zu wichtigen Entwicklungen in der Geschichte von Stadt und Kloster Siegburg in der Frühen Neuzeit finden in dem Buch keine systematischen Überlegungen oder weiterführende Informationen. Die oben genannten Verträge von 1673 und 1676 etwa, die eine dauerhafte Klärung des Verhältnisses zwischen Landesherr sowie Stadt und Kloster herbeiführten, werden bei Albert nur beiläufig und sehr knapp auf der Grundlage der Arbeiten von Wisplinghoff erwähnt. So bietet das Buch letztlich nicht mehr als einen kommentierten Exzerpt zu den Siegburg-Betreffen in den zum gegenwärtigen Zeitpunkt vorliegenden Bänden des Editionsprojekts zu den Kölner Nuntiaturberichten – der Wert einer solchen Publikation ist nur bedingt ersichtlich.

Stefan Gorießen, Troisdorf

Hermann-Peter EBERLEIN (Hg.), *Evangelische Kirchengeschichte im Rheinland*, Bd. 2: *Territorialkirchen und protestantische Kultur: 1648–1800* (Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte 173), Bonn: Verlag Dr. Rudolf Habelt 2015, ISBN 978-3-7749-3938-7, 608 S., 68,- €.

Der zweite Band einer auf insgesamt fünf Bände angelegten „Evangelische(n) Kirchengeschichte im Rheinland“, herausgegeben von der Evangelischen Kirche im Rheinland, behandelt die zweite Hälfte der Frühen Neuzeit, die Periode zwischen der politischen Neuordnung des Alten Reichs durch den Westfälischen Frieden nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges und der Auflösung des Alten Reichs im Kontext der napoleonischen Kriege zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Bereits 2008 und 2013 erschienen die Bände vier und fünf des Handbuchs, die das „Zeitalter der Weltkriege“ (Bd. 4) und „Die Transformation der Evangelischen Kirche im Rheinland“ (Bd. 5) nach 1948 behandelten. Wie Band fünf ist auch der vorliegende Band als Sammelband angelegt, in dem unter der Herausgeberschaft von Hermann-Peter Eberlein verschiedene Autoren in insgesamt 18 Beiträgen verschiedene Teilräume und Aspekte der evangelischen Kirchengeschichte behandeln. Die Beiträge sind in vier thematischen Blöcken zusammengebunden, von denen der erste Block mit dem Titel „Kirchenwesen und kirchliche Organisation“ etwa die Hälfte des Gesamtvolumens einnimmt und sieben Beiträge umfasst, die als Überblicksartikel zur kirchengeschichtlichen Entwicklung in einzelnen rheinischen Territorien angelegt sind, was der Titel nur bedingt erkennen lässt. Der zweite Themenblock behandelt unter der Überschrift „Theologie und Frömmigkeit“ die inhaltliche Ausgestaltung des evangelischen Glaubens und Aspekte der religiösen Praxis innerhalb der beiden reichsrechtlich anerkannten protestantischen Konfessionskirchen. Der dritte Teil beschäftigt sich mit den „Künste(n)“, nämlich Kirchenmusik,

Kirchenbau und Literaturgeschichte. Der letzte Hauptabschnitt des Bandes blickt schließlich unter der Überschrift „Kontexte“ über die beiden protestantischen Konfessionskirchen hinaus, indem er Beiträge zur „katholische(n) Welt“, zu den Mennoniten und zum Judentum aufnimmt.

Der Beitrag von Hellmut Zschoch, der die „niederrheinische(n) Kirchenordnungen“ untersucht und in den ersten Teil eingestellt ist, passt nicht so recht in das Gliederungsschema, behandelt Zschoch hier doch die Vereinigten Herzogtümer, die nur im 16. Jahrhundert bestanden, im Hinblick auf die hier eingerichteten Kirchenordnungen. Auch thematisierte der erste Teil nur Territorien mit protestantischem Landesherrn, die protestantische Diaspora wird als „Kontext“ unter dem Stichwort „katholische Welt“ behandelt.

Die Gliederung in Einzelbeiträge folgt mithin keinem strengen Schema und kombiniert regionale Zugriffe mit solchen, die sich auf ausgewählte Gegenstandsbereiche beziehen und alle rheinischen Territorien in den Blick nehmen, dabei gelegentlich auch die Grenzen des Rheinlandes überschreiten. Eine Folge dieses Konzepts ist, dass einzelne Themen im vorliegenden Band wiederholt in verschiedenen Beiträgen angesprochen werden, was gewisse Redundanzen mit sich bringt. Dies ist aber nicht als Nachteil zu verstehen: Zum einen wird kaum jemand das Buch von vorne bis hinten in einem Durchgang lesen und sich an solchen Wiederholungen stören, sondern sich eher gezielt mit einzelnen Beiträgen beschäftigen, die sämtlich in sich konsistent und geschlossen sind. Zum anderen ist es interessant und durchaus weiterführend, wenn zuweilen auf einzelne Probleme und Zusammenhänge aus unterschiedlichen Perspektiven geblickt wird – man vergleiche nur die Darstellungen zum Entwurf einer lutherischen Kirchenordnung für das Herzogtum Berg von 1677, gemeinhin kurz als „Summarischer Entwurf“ bezeichnet, im Beitrag von Wolfgang Motte zum Bergischen Land und im bereits erwähnten Beitrag von Zschoch. Beide Autoren kontextualisieren das gleiche Ereignis unterschiedlich, und beide Darstellungen haben zweifelsohne ihre Berechtigung und lesen sich entsprechend mit Gewinn.

Hier ist nicht der Ort, alle Beiträge des umfangreichen Werks umfassend zu würdigen. Es ist schon fast überflüssig zu erwähnen, dass alle Beiträge von ausgewiesenen Expertinnen und Experten verfasst wurden, die den Forschungsstand umfassend widerspiegeln, wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht werden und gleichzeitig gut lesbare Texte verfasst haben. Für die Leser und Leserinnen dieser Zeitschrift ist vermutlich die konzise Darstellung der protestantischen Kirchengeschichte des Bergischen Landes von Wolfgang Motte im ersten Teil (S. 43–82) von besonderem Interesse. Motte liefert hier zunächst mit Daten zur Zahl der Gemeinden und der Gemeindemitglieder eine notwendige Einordnung für das hinsichtlich seiner konfessionellen Verhältnisse unübersichtliche Territorium. Im Anschluss behandelt der Autor Fragen der Kirchenverfassung und der Kirchenorganisation ebenso umsichtig wie Probleme des kirchlichen Alltagslebens, wobei er aus seinem reichen Forschungsschatz der letzten Jahrzehnte schöpfen kann. Aber auch Konflikte mit den Katholiken im Territorium und dem katholischen Landesherrn bleiben ebenso wenig ausgespart wie die – nur selten thematisierten – Konflikte zwischen Lutheranern und Reformierten.

Mit dem vorliegenden Band liegt ein begrüßenswerter Überblick zur Entwicklung der protestantischen Konfessionskirchen im Rheinland für die zweite Hälfte der Frü-

hen Neuzeit vor, der einen zuverlässigen Ausgangspunkt für Detailforschungen zur rheinischen Kirchengeschichte bilden kann.

Stefan Gorißen, Troisdorf

Gerhard SCHWINGE, Johann Heinrich Jung-Stilling (1740–1817), „Patriarch der Erweckung“. Beiträge aus 26 Jahren Jung-Stilling-Forschung, hg. v. d. Jung-Stilling-Gesellschaft Siegen, Heidelberg u.a.: Verlag regionalkultur 2014, ISBN 978-3-92898-435-5, 304 S., 34,80 €.

Kaum eine andere Publikation hätte besser in das Gedenken zum 200. Todestag Johann Heinrich Jung-Stillings einstimmen können, das im April 2017 mit der Wuppertaler Tagung der Evangelischen Akademie im Rheinland einen vorläufigen Höhepunkt fand. Im Siegerland, im Bergischen Land und am Oberrhein ist eine kontinuierliche Jung-Stilling-Forschung zu Hause, dort also, wo der vielseitige „Patriarch“ Jugend, Lehr- und Wanderjahre, ein kurzes Studium und die letzten Lebensjahrzehnte verbrachte. Die zwischen 1987 und 2013 erschienenen Aufsätze des badischen Kirchenhistorikers und Bibliothekars Dr. Gerhard Schwinge berühren diese Schwerpunkte. Die südwestdeutsche Lebenszeit spielt eine bevorzugte Rolle. Dazu zählen Jung-Stillings Wirken am Hof des Markgrafen, Großherzogs und Kurfürsten Karl Friedrich von Baden, sein Verhältnis zum Prälaten und Dichter Johann Peter Hebel und zur Basler Christentumsgesellschaft, die Rolle in der oberrheinischen Literaturlandschaft und Freundschaft zum Heidelberger Theologen Johann Friedrich Mieg. Weitere Abhandlungen gelten Jung-Stillings Verlegern, der lebenslangen Lektüre und seine Auseinandersetzungen mit dem Geist der Revolution.

Jung-Stillings Stellung zwischen Aufklärung und Erweckung berühren das Bergische, besonders seine Begegnungen mit „Erweckten“, dem späten Pietismus also, und ihren Parteien. Seine Urteile schlugen sich in seiner Autobiographie, seinen Briefen, geheimen Tagebüchern, Romanen und Erzählungen nieder. Schwinge untersucht, welche Verbindungen Jung-Stilling zu drei Frömmigkeitstypen seiner Zeit unterhielt: der Deutschen Christentumsgesellschaft, den Herrnhutern und den „rheinisch-bergischen Tersteegianern“, zu letzteren „spätestens seit 1798 und bis 1816“ (S. 189). Tatsächlich sind solche Verbindungen jedoch schon in Jung-Stillings bergischer Zeit nachzuweisen. Als Arzt in Elberfeld ging er zu den Pietisten, die ihm eine weltliche Attitüde vorwarfen, auf Distanz, wie in seiner Autobiographie nachzulesen ist. An dem berühmt gewordenen Treffen in der Textilstadt an der Wupper im Juli 1774 nahmen neben ihm, Goethe, Heinse, F. H. Jacobi und Lavater so unterschiedliche Persönlichkeiten des bergisch-niederrheinischen Pietismus wie Anton Wilhelm Caspari, Samuel Collenbusch, Johann Gerhard Hasenkamp und Jakob Engelbert Teschemacher teil. Jung-Stilling selbst war von Hause aus reformiert und blieb es, ohne im „konfessionalistischen Eigendünkel“ zu verharren, wie es der Verfasser ausdrückt. Der zum christlichen Glauben „Erweckte“ konnte Konfessionsgrenzen überschreiten und in seinen Schriften alle Erweckten seiner Zeit ansprechen.

Erschienen ist die Aufsatzsammlung bei der Jung-Stilling-Gesellschaft Siegen, der der Wirtschaftswissenschaftler und Jung-Stilling-Biograph Gerhard Merk bei ihrer

Gründung 1989 dezidierte Forschungsziele mitgab. In der gleichen gediegenen Ausstattung hatte Schwinge bereits 2002 die erste umfassende Edition von Briefen Jung-Stillings vorgelegt. Auch diese Edition weist lebenslange Bezugspunkte ins Bergische Land nach.¹ Für seine Darstellungen konnte sich der Autor damit auf Quellen stützen, die er selbst erfasst und herausgebracht hat.

Klaus Goebel, Wuppertal

Ernst HUCKENBECK, Vom niederbergischen Schulwesen in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, Hilden: Verlag Stadtarchiv Hilden 2015, ISBN 978-3-9440710-40-6, 83 S., 18,- €

Das Verdienst Ernst Huckenbecks liegt weniger darin, dass er geschichtliche Abhandlungen schreibt – obwohl er sein Können auch in diesem Bereich oftmals bewiesen hat –, sondern darin, dass er mit Akribie und Sorgfalt Quellen veröffentlicht, die andere zur Grundlage ihrer Forschungen machen können. In einer Zeit, in der es Archivaren wegen hoher Arbeitsbelastungen kaum noch möglich ist, Quellenbände herauszugeben, ist das schmale Bändchen zum niederbergischen Schulwesen höchst willkommen.

Im ersten Teil des Buches stellt E. Huckenbeck die Protokolle der Prüfungen von fünf Lehramtskandidaten aus der Zeit von 1801 bis 1811 vor. Da sowohl die Fragen als auch die Antworten verzeichnet sind, kann man sich von dem Verfahren und den Erfordernissen der Prüfung, aber auch vom Wissen und den Vorstellungen der Prüflinge ein recht genaues Bild machen. Im zweiten Teil gibt E. Huckenbeck die Selbstauskünfte von acht Lehrern über ihren Werdegang und ihre Tätigkeit wieder. In diesen Berichten lernt man die pädagogischen Schriften kennen, mit deren Hilfe sich die Lehrer einige Kenntnisse über die Methoden des Lernens angeeignet haben. Zudem erhält man aber auch einen Eindruck von den Schulräumen, den Unterrichtsgegenständen und den Unterrichtsvoraussetzungen. Klagen über die schlechte materielle Situation der Lehrer finden sich in allen Berichten. Im dritten Teil lernen wir die Situation von einer lutherischen und von 15 reformierten Schulen im Kanton Mettmann im Jahr 1815 aus einer einheitlichen Sicht kennen. Um einen Überblick über die Schulverhältnisse zu bekommen, hatte die preußische Verwaltung die als Schulpfleger eingesetzten Pfarrer verpflichtet, regelmäßige Schulbesuche durchzuführen und die Schule, den Lehrer, den Unterricht und den Lernfortschritt nach einem vorgegebenen Fragenkatalog zu bewerten. Insgesamt waren zehn Punkte abzuhandeln, unter anderem die Zahl der Schüler, der behandelte Stoff, die Qualifikation des Lehrers, der Stundenplan, die benutzten Bücher, der Zustand des Schulgebäudes und die Regelmäßigkeit des Schulbesuchs. Beim letzten Punkt bestätigt sich meine Beobachtung, dass die schlechten Zeiten mit Truppeneinlagerungen, Kontributionen und Missernten, die im Bergischen spätestens 1801 einsetzten, deutliche Auswirkungen auf den Schulbesuch hatten. Der hohe Grad der Alphabetisierung der Bevölkerung Bergs in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts konnte erst mühsam nach langen Jahren durch die Zwangsmaßnahmen Preußens wieder erreicht werden.

¹ Gerhard SCHWINGE (Hg.), Jung Stilling, Briefe, Gießen 2002.

Wer immer sich mit dem (bergischen) Schulwesen zu Beginn des 19. Jahrhunderts in der Zukunft beschäftigen wird, wird E. Huckenbeck für die Publikation der Quellen dankbar sein.

Kurt Wesoly, Bonn

Guido VON BÜREN, Michael D. GUTBIER (Hg.), *Das preußische Jahrhundert. Jülich, Opladen und das Rheinland zwischen 1815 und 1914* (Jülicher Forschungen 11, zugleich Montanus – Schriftenreihe zur Lokal- und Regionalgeschichte in Leverkusen 16), Goch: Pagina Verlag 2016, 624 Seiten, 29,80 €, ISBN 978-3-944146-68-3

Der schwergewichtige, fest eingebundene Band mit einer preußischen Pickelhaube als Titelabbildung ist das Ergebnis eines mehrfach geförderten Gemeinschaftsprojekts, das der Jülicher Geschichtsverein 1923 e.V. und der Opladener Geschichtsverein von 1979 e.V. mit einer gleichzeitigen Doppelausstellung 2016 in Jülich und Leverkusen realisiert haben und das im Zusammenhang des vom Rheinischen Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz e.V. Köln koordinierten Gesamtprojektes „Danke* Berlin. 200 Jahre Preußen am Rhein“ entstanden ist. Unter den nicht weniger als fünf Grußworten verankert der gemeinsame Text des Jülicher Bürgermeisters und des Oberbürgermeisters von Leverkusen die Betrachtungsperspektive bei den rheinischen Vorbehalten gegenüber der „rigiden protestantischen Moral“ und formuliert: „Der Preuße an sich ist dem Rheinländer suspekt“ (S. 10). Die Grundannahme, dass mit Preußen und den Rheinländern zwei einander fremde Kulturen aufeinandergestoßen seien, scheint auch im Grußwort der Landesministerin Kampmann durch, die die „Chancen“ betont, die „im Kontakt und Austausch von Kulturen“ lägen (S. 13).

Die Einleitung der beiden Herausgeber hebt als gemeinsame „Leitbegriffe“ für das preußische Jahrhundert in Jülich und Opladen „Uniformierung“ und „Urbanisierung“ hervor, wobei sie betonen, dass die zwei Städte ihre Entwicklung unter preußischer Herrschaft „mit sehr unterschiedlichen Voraussetzungen“ begonnen hätten (S. 19, 21). Während für Jülich als Festungsstadt das Militär eine entscheidende Rolle spielte, war für Opladen als Ackerbürgerstadt die Industrie- und Verkehrsentwicklung bestimmend. Der Band mit nicht weniger als 70 Einzelbeiträgen verschiedenster Autoren ist als „Le-sebuch“ konzipiert, in dem „bewusst nicht alle Redundanzen herausgefiltert“ wurden (S. 24). Zwei Grundlagenaufsätze von Horst Matzerath zum Prozess der Urbanisierung und zum Städtevergleich als Methode setzen einen eher abstrakt-allgemeinen Rahmen, während Georg Mölich in einem Essay für die Betrachtung des Verhältnisses zwischen „Preußen“ und „dem Rheinland“ als „Beziehungsgeschichte“ wirbt.

Mehrere Aufsätze zum Bild Preußens in der Geschichte geben nicht nur die Sichtweise anderer europäischer Staaten auf Preußen und seinen Militarismus wieder oder thematisieren das Preußenbild in historischen Schulgeschichtsbüchern, sondern beschreiben auch die Verachtung, die preußische Könige für ihre rheinischen Untertanen empfanden. Willi Arnold spricht von preußischem „Despotismus“; seine Kritik an Preußen gipfelt in der Einschätzung, dass die positiven Entwicklungen des Rheinlandes zwischen 1815 und 1914 „nicht wegen, sondern trotz der preußischen Herrschaft“ zustande gekommen seien (S. 130).

In thematische Blöcke gegliedert, behandeln nebeneinandergestellte Aufsätze zu den zwei „Protagonisten“ Jülich und Opladen meist nur eine der beiden Städte unter einem historischen Einzeiaspekt. Einen direkten themenbezogenen Vergleich der beiden Städte versucht nur der Aufsatz von Lukas Vaeßen über die Landräte in Jülich und Opladen. Vaeßen bezeichnet das Amt des Landrates als das „wohl wichtigste Bindeglied zwischen dem preußischen Staat und der rheinischen Bevölkerung“ (S. 181). Das „stark auf die Einzelperson zugeschnittene Amt“ des Landrates konnte „als personifiziertes Feindbild dienen“, aber auch „zu einer ausgesprochen positiven Bewertung in der Bevölkerung“ führen (S. 186). Folgerichtigerweise stellt Vaeßen dann auch vier Landräte in kurzen biographischen Einzelportraits vor.

Nicht alle Aufsätze sind fehlerfrei, etwa wenn auf Seite 203 der Eindruck erweckt wird, als ob im Rheinland nach 1815 die Stein'sche Städteordnung gegolten hätte. Mit dem Umstand, „dass viele Industrielle ihre Fabriken auf dem Land ansiedelten“ (S. 204), wird aber ein für die wirtschaftliche Entwicklung gerade auch des Bergischen Landes wichtiges Merkmal hervorgehoben. Der für die Region vielfach prägende konfessionelle Gegensatz spiegelte sich in Opladen unter anderem auch in der Konkurrenz zweier Zeitungen. Von dem liberal-protestantischen „Verkündiger und Anzeiger an der Niederwupper“ und von dem katholischen „Boten am Rhein und an der Niederwupper“ ist jeweils ganzseitig die Ausgabe vom 24. November 1866 abgebildet. Insgesamt ist die reiche farbige Bebilderung des Buches hervorzuheben. Zahlreiche Stadtansichten und doppelseitig wiedergegebene Stadt- und Bürgermeistereipläne verstärken den Charakter des Sammelbandes als buntes Kaleidoskop zur Preußenzeit im Rheinland, das unterschiedlichste Blickwinkel und Herangehensweisen nebeneinanderstellt. Im Sinne der in der Einleitung hervorgehobenen „Uniformierung“ ziehen die Herausgeber am Ende das Fazit, dass aus Jülich und Opladen um 1900 „zwei typisch rheinische Städte unter preußischer Herrschaft“ geworden seien (S. 596).

Albert Eßer, Bergisch Gladbach

Birgit SIEKMANN, Peter SCHMIDTSIEFER (Hg.), *Global Players oder Vaterlandslose Gesellen? Beispiele aus dem Wuppertal für Begegnungen mit der „weiten Welt“*, Nordhausen: Bautz 2015, ISBN 978-3-88309-989-7, 178 Seiten, 20,- €.

Einen weiten Bogen spannen die Herausgeber, um fünf Beiträge auf einen Nenner zu bringen. Behandelt werden der Textilunternehmer und Verbandsfunktionär Abraham Frowein, die Auseinandersetzung des CVJM um die Kriegsschuldfrage, der amerikanische Kirchen-Organisator Eduard Ludwig Nollau, die Anarchisten im deutschen Kaiserreich und die Emigration des jüdischen Schneidwarenunternehmers Paul Zivi in Brasilien. Die Zeiträume reichen vom Vormärz bis in die ersten Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg. In seiner Einleitung skizziert Peter Schmidtsiefer die „mental maps“, die informellen Welt-Entwürfe Wuppertaler Persönlichkeiten, die die spezifische Struktur ihrer Region, wo die Transformationsprozesse konkretisiert werden, zu anderen (Welt-) Regionen in Beziehung setzen.

Der ausführlichste Beitrag ist Schmidtsiefers Aufsatz „Unternehmer im Widerspruch“ über Abraham Froweins Wirken in der Weimarer Republik und im „Dritten Reich“.

Frowein entstammte einer mittelständischen Elberfelder Textilindustriellenfamilie, war jedoch seit 1919 vorwiegend als Verbandsfunktionär tätig, so in den Präsidien des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, des Arbeitgeberverbandes und der Internationalen Handelskammer (nicht Internationale Industrie- und Handelskammer). Obwohl wirtschaftsliberal geprägt, repräsentierte Frowein einen am Gemeinwohl orientierten Besitzindividualismus. Er stellte sich auf den Boden der Tatsachen und verlangte von den Industriellen 1919 wie 1945 Anpassungsbereitschaft. Als führender Verbandsfunktionär arbeitete er seit 1919 sachlich mit den Gewerkschaften zusammen. Schmidtsiefer urteilt, Froweins Haltung zur Weimarer Republik sei „möglicherweise“ über bloßen Vernunftrepublikanismus hinausgegangen. Jedenfalls verließ er die Deutschnationale Volkspartei, als der Pressezar Hugenberg begann, sie an der Seite der NSDAP zu radikalisieren. Insofern sind Beschuldigungen einer frühzeitigen Förderung der NSDAP, die Schmidtsiefer relativiert, aus der Luft gegriffen. Vollends ins Schlingern gerät der Autor hinsichtlich Froweins seinerzeit behaupteter Eigenschaft als Jude. Vielmehr war er, was dem Autor entgeht, nach der NS-Rassenarithmetik mit einer Halbjüdin verheiratet, deren Großeltern bereits zum Christentum konvertiert waren. Dies rückt seine Distanz zum Nationalsozialismus und seinen effektiven Einsatz für jüdische und jüdisch versippte Freunde und Bekannte ebenso in ein anderes Licht wie seine Beauftragung durch jüdische Eigentümer, die „Arisierung“ ihrer Unternehmen zu organisieren. Schmidtsiefer attestiert Frowein im Falle der Arisierung der L. Tietz AG (Westdeutscher Kaufhof) die Haltung eines ehrbaren Kaufmanns, erklärt sein Verhalten bei der Rohrex-Arisierung 1938 aber für zwiespältig und fragwürdig. Seine einzige Grundlage für dieses Werturteil ist der Umstand, dass Frowein nicht nur von der jüdischen Eigentümerfamilie, sondern auch vom Reichswirtschaftsministerium und der NSDAP-Gauleitung Württemberg beauftragt worden war; er bezeichnet ihn daher als „Agenten der Inhaberfamilie wie der nationalsozialistischen Führung“. Schmidtsiefer übergeht die Tatsache, dass die jüdischen Unternehmer die ohnehin anstehende Arisierung durch die Beauftragung Froweins zu mildern hofften. Von ihm erwarteten sie offenbar die Nutzung verbliebener Spielräume. Wenn Schmidtsiefer ihm abschließend „innere Widersprüche und im Rückblick nur schwer verantwortbare Entscheidungen“ bescheinigt, stellt er gar nicht erst die Frage, ob Frowein das Vertrauen seiner jüdischen Mandanten gerechtfertigt oder missbraucht hat und ob regimekonforme Arisierungsbeauftragte die Verhandlungsspielräume zugunsten der jüdischen Unternehmer genutzt hätten.

Während Frowein seine deutschen Verbandsämter 1933 aufgeben musste, blieb er Ehrenpräsident der Internationalen Handelskammer in Paris und Präsident ihrer Deutschen Gruppe bis 1938. Bemerkenswert ist, wie er in Berlin beim Kongress der Internationalen Handelskammer, den er selbst vorbereitet hatte und eröffnete, in Gegenwart Hitlers und Görings 1937 für den internationalen Handel im Sinne der Verbrauchsgüterindustrie plädierte und damit der nationalsozialistischen Autarkiepolitik indirekt widersprach.

Birgit Siekmann widmet sich in ihrem Beitrag der Frage, wie der deutsche CVJM „[d]ie Kriegsschuldfrage auf den Weltkonferenzen des Weltbundes Christlicher Vereine Junger Männer“ behandelte. Zwar handelte der Weltbund nach dem Grundsatz der Neutralität in politischen Fragen, aber der Versailler Vertrag war aus verschiedenen Gründen ein so vielschichtiges, auch moralisches Problem, dass er um seine Erörterung nicht herumkam. Auf der ersten CVJM-Weltkonferenz nach dem Ersten Weltkrieg, die

1926 in Helsingfors tagte, fand eine Diskussion unter der Leitfrage statt: „Wie kann ein Mensch seinem Vaterlande treu sein und zu gleicher Zeit einer größeren Sache dienen?“ Die sibyllinische Antwort, durch eine persönlich christliche Lebensführung den Staat zu beeinflussen, konnte nicht genügen. Die Entwicklung der Auseinandersetzung um die Kriegsschuldfrage beim CVJM-Weltbund und bei den CVJM-Organisationen insbesondere Deutschlands, Frankreichs und Großbritanniens kann hier nicht nachgezeichnet werden. Immer wieder spiegelte sich die internationale Lage in den Positionen der nationalen CVJM wider. Schließlich legte die deutsche Delegation auf der Weltkonferenz von Cleveland (Ohio) im August 1931 einen Entwurf vor, der die einseitige Kriegsschuldzuweisung ablehnte. Die CVJM-Weltkonferenz beschloss bei Stimmenthaltung der deutschen Delegation und Zustimmung der Franzosen mit großer Mehrheit, die Ungerechtigkeit zu verwerfen, dass ein Volk oder eine Gruppe von Völkern einseitig für den Ersten Weltkrieg verantwortlich wäre. Der Völkische Beobachter beschimpfte die deutsche Delegation wegen ihrer Stimmenthaltung der Feigheit, was der Reichswart der evangelischen Jungmännerbünde Erich Stange mit der überzeugenden Begründung zurückwies, dass nicht die eigenen deutschen Stimmen in der Abstimmung das Übergewicht hätten bewirken sollen. Der deutsche CVJM errang damit einen bedeutenden diplomatischen Sieg. Ob er nicht doch auch global dachte, bedarf näherer Forschungen.

Dietrich Meyer setzt sich mit dem Oberlausitzer Theologen Eduard Ludwig Nollau (1805–1869) auseinander, der auf der Missionsschule in Barmen zum Missionar ausgebildet und für die Indianermission vorgesehen wurde, aber faktisch für die Kirchenbildung unter deutschen Auswanderern in den USA wichtig wurde. Dort war er besonders in St. Louis und im Mittleren Westen tätig. Er gilt als Mitbegründer der United Church of Christ in den USA und wird heute für die Initiierung zweier diakonischer Einrichtungen geehrt. Meyer zitiert längere Passagen aus Nollaus Berichten, die die anfänglich schwierige Lage sowohl der vereinzelt evangelischen (und katholischen) Christen als auch die der Pfarrer plausibel machen.

Günther van Norden setzt sich mit den Wuppertaler Anarchisten im Kaiserreich auseinander. Während der Großteil der Anarchisten auf einen friedlichen Wandel der Verhältnisse setzte, verübte eine Minderheit spektakuläre Attentate, bei denen z.B. der russische Zar Alexander 1881, der französische Präsident Carnot 1894 und die österreichische Kaiserin Elisabeth (Sisi) 1898 ums Leben kamen. Bereits der Reichstagsabgeordnete der SAPD für Elberfeld-Barmen, Wilhelm Hasselmann, sympathisierte nicht nur mit dem Anarchismus schlechthin, sondern speziell auch mit dem gewaltbereiten Individualismus, weshalb er aus der verbotenen SAPD ausgeschlossen wurde. August Reinsdorf, ein besonders radikaler Anarchist, bereitete mit einer kleinen Gruppe anlässlich der bevorstehenden Einweihung des Niederwalddenkmals 1893 ein Sprengstoffattentat vor, das misslang. Das Reichsgericht verurteilte Reinsdorf und zwei weitere Attentäter zum Tode, einen Vierten zu 10 Jahren Zuchthaus. Wie van Norden zeigt, folgte den anarchistischen Gruppenbildungen die polizeiliche Überwachung im Wuppertal, aber auch in Deutschland und Europa auf dem Fuße. Auch die Überwachungsbehörden waren „global player“. Sie überlieferten, dass die Anarchistische Föderation des Rheinlands und Westfalen in Elberfeld-Barmen von 33 Mitgliedern 1908 auf noch 7 Mitglieder 1914 schrumpfte. Bemerkenswert ist, dass die rheinisch-westfälischen Anarchisten dem

Syndikalismus zuneigten, aber auch die syndikalistischen Gewerkschaften fanden wenig Anhang. Zudem konstatiert er eine „friedliche Trinität von Anarchismus, Bohème und Expressionismus“ im Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg. Tatsächlich wurden vom Gefühlsrausch 1914 auch Anarchisten mitgerissen.

Den abschließenden Beitrag über „Paul Zivi und seine Solinger Messerschleifer in Porto Alegre, Brasilien“, hat die Leiterin der Begegnungsstätte Alte Synagoge in Wuppertal-Elberfeld, Ulrike Schrader, verfasst. Paul Zivi, Sohn eines Kantors der Elberfelder Synagogengemeinde, baute aufgrund der Weltwirtschaftskrise 1931 in Brasilien eine eigene Schneidwarenfabrik auf, wodurch es ihm gelang, den Markt zu bedienen. Ein Bericht seines gleichfalls emigrierten Solinger Mitarbeiter Karl (Carlos) Ohliger vom August 1981 wird anschließend gekürzt wiedergegeben. In der Emigration kam Zivis Firma nach Anlaufschwierigkeiten gut über die Runden, während die bergischen Hersteller von Kleineisenprodukten unter der verbraucherfeindlichen NS-Wirtschaftspolitik litten.

Ein Personenregister, das auch Lebensdaten, Berufs- und ggf. andere Angaben nennt, erleichtert den Zugang zu dem lesenswerten Band.

Horst Sassin, Solingen

Walter BUSCHMANN (Hg.), Industriekultur. Düsseldorf und das Bergische Land, Essen: Klartext 2016, ISBN 978-3-8375-1565-7, 507 S., 39,95 €.

Der hier vorzustellende umfangreiche Band – durchgängig in drei Spalten gesetzt – dokumentiert die Referate einer zweitägigen Tagung in Wuppertal am 17. und 18. November 2014 zur Industriearchitektur im Bergischen Land, ergänzt um einige zusätzliche „zur Vervollständigung und Abrundung des Themas relevante() Beiträge“ (S. 7). Die Verwendung des Begriffs „Industriekultur“ im Titel ist etwas irreführend, geht es hier doch im Kern um bauliche Hinterlassenschaften der industriellen Welt des 19. und 20. Jahrhunderts. Das Buch versammelt insgesamt 25 Beiträge, die in sechs Abteilungen unter den Überschriften „Bergisches Land“, „Montanindustrie“, „Metallproduktion und Metallverarbeitung“, „Textil/Papier/Chemie“, „Verkehrsbauten“ und „Düsseldorf“ gruppiert sind. Es würde den Umfang dieser Rezension sprengen, hier auch nur die Titel und Autoren aller Beiträge aufzulisten. Interessierte Leser seien auf den online verfügbaren Scan des Inhaltsverzeichnisses beim Hochschulbibliothekszentrum Nordrhein-Westfalen verwiesen:

http://digitool.hbz-nrw.de:1801/view/action/nmets.do?DOCCHOICE=6776372.xml&dvs=1519889331229~816&locale=de&DELIVERY_RULE_ID=10500&usePid1=true&usePid2=true (20.2.2018).

Das Zusammenbinden der Beiträge zu Sektionen folgt keinem klar erkennbaren System, umfassen doch einerseits die Abteilungen zu den verschiedenen Branchen und zu den Verkehrsbauten ausschließlich Beiträge zum Bergischen Land und ließen sich andererseits die Beiträge der Sektion „Düsseldorf“ auch in die Abteilungen zu den verschiedenen Branchen einsortieren. Das „Bergische Land“ auf der einen Seite, „Düsseldorf“ auf der anderen Seite bleiben entsprechend im Buch zwei getrennte Teilräume, deren historische Bezüge zueinander kaum thematisiert werden. Lediglich der Herausgeber

weist im Vorwort darauf hin, dass noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts die heutige Landeshauptstadt als Teil des Bergischen Landes verstanden wurde, also jener Region, deren Bezeichnung auf das alte Herzogtum mit seiner Residenz Düsseldorf verweist. Die naheliegende Frage, wann Düsseldorf aus dem Bergischen Land herausgewachsen ist und was dies mit der industriellen Entwicklung in der Region zu tun hat, wird in keinem der Beiträge reflektiert.

Die Bemühungen von Michael Hecker, im einleitenden Beitrag über „Das Bergische Land und die Industriekultur“ die in den Beiträgen des Bandes betrachtete Region als Einheit zu profilieren, bleiben oberflächlich und wenig überzeugend. Der Autor begnügt sich mit dem Hinweis, dass „in der öffentlichen Wahrnehmung“ die Region in zwei Teilräume mit sehr unterschiedlichen Perspektiven zerfalle, nämlich in „den nördlichen Teil, das heutige sogenannte Städtedreieck, und den südlichen Teil [...] mit dem Naturpark Bergisches Land, südlich der A 1 bis zur Sieg“. Ein Konzept für den Band wird von hier aus nicht entfaltet: Vom „südlichen Teil“ des Bergischen Landes behandeln die folgenden Beiträge einzig die Stadt Bergisch Gladbach (mit zwei Beiträgen) und die Baumwollspinnerei Ermen & Engels in Engelskirchen. Das „Oberbergische“, der Raum zwischen Radevormwald und Gummersbach spielt hier ebenso wenig eine Rolle wie das südliche Bergische Land an Sieg und Agger. Auch die alte bergische Freiheit Mülheim, die erst 1914 in die Stadt Köln eingemeindet wurde, findet in keinem Beitrag Berücksichtigung, obwohl doch die Bezüge zum Bergischen Land hier gerade beim Blick auf die industrielle Entwicklung unverkennbar sind. Auch Hecker ist Mülheim genauso wenig einer Erwähnung wert wie die Stadt Düsseldorf. Hecker bietet statt eines Konzepts eine Reihe von Allgemeinplätzen zum industriellen Erbe der Region, die sich problemlos auf jede beliebige andere alte Industrieregion übertragen ließen.

Die folgenden Beiträge bieten hinsichtlich ihres Umfangs, ihrer äußeren Gestalt und ihres thematischen Profils ein sehr heterogenes Bild. Alle sind umfassend bebildert, überwiegend mit Fotos zum aktuellen Zustand der hier vorgestellten Industriebauten, aber auch durch eine Reihe von historischen Dokumenten. Die Abbildungen machen die Lektüre nicht nur anschaulich, vielmehr wird durch sie manches beschriebene Detail überhaupt erst nachvollziehbar.

Gemessen am Umfang fällt der Aufsatz von Jochem Putsch über „Die Solinger Schneidwarenindustrie zwischen Industrialisierung und Musealisierung“ aus dem Rahmen. Auf insgesamt 45 Druckseiten bietet der Autor zunächst einen knappen Überblick zur Solinger Industriegeschichte zwischen dem 18. und 21. Jahrhundert, anschließend stellt er eine Vielzahl von Firmen und Arbeitsstätten der Solinger Industrie samt einigen Werkssiedlungen vor. Putsch bietet interessante Details zu einer großen Zahl von Schauplätzen der Solinger Industriegeschichte, die innere Struktur des Beitrags erschließt sich dem Leser jedoch nicht – die unsystematischen Zwischenüberschriften bieten hierbei keine Hilfe. Wer sich jedoch auf das assoziative Vorgehen des Autors einlässt, wird mit interessanten Impressionen zur Solinger Industriearchitektur belohnt, wobei nicht überrascht, dass die Gesenkschmiede Hendrichs, das heutige LVR-Industriemuseum, einen Schwerpunkt bildet. Eine Karte, auf der die beschriebenen Objekte und Orte markiert wären, hätte nicht nur die Orientierung erleichtert, sondern auch geholfen, die räumliche Entwicklung der Solinger Industriegeschichte nachzuvollziehen.

Der Beitrag von Reiner Rhexus über „Die Wuppertaler Textilindustrie und ihre Baudenkmale“ geht ähnlich vor. Auch hier finden sich im ersten Teil einige grundlegende einführende Hinweise zur Geschichte der Wuppertaler Textilindustrie, bevor eine Vielzahl von Einzelbauten kurz vorgestellt werden. Der Autor springt – für den Leser nicht einfach nachzuvollziehen – geographisch von West nach Ost und von Nord nach Süd, vom frühen 19. in die Mitte des 20. Jahrhunderts, von der Baumwoll- zur Seidenverarbeitung, von der Färberei zur Weberei, zum Maschinenbau und zurück. Eine Sortierung des Materials vor seiner Präsentation wäre wünschenswert gewesen, auch hier hätte eine Karte dem Leser die Orientierung erleichtern können.

Nachdem mit Solingen und Wuppertal zwei der drei Städte des Städtedreiecks im Zusammenhang gewürdigt wurden, vermisst man einen zusammenfassenden Aufsatz zu Remscheid. An seine Stelle treten zwei Beiträge des Herausgebers, die Einzelobjekte vorstellen, nämlich Haus Hilger / Cleff in Hasten samt der zugehörigen Gewerbegebäude und die Stahlschmelze der Fa. Mannesmann in Blidinghausen aus dem Jahr 1858, eine der Keimzellen, aus der sich der Mannesmannkonzern entwickelte. Die Lenneper Wollindustrie samt der hieraus hervorgegangenen „Textilstadt“ im Tal der Wupper bei Radevormwald-Dahlerau (Johann Wülfig & Sohn sowie Schürmann & Schröder) wäre ohne Zweifel einen eigenen Beitrag wert gewesen – immerhin finden sich einige wenige Hinweise und Abbildungen zur Dahlerau und zur Vogelsmühle im Beitrag von de Bruyn-Ouboter über den Architekten Christian Heyden.

Neben diesem sorgfältig recherchierten und zahlreiche architekturhistorisch interessante Zusammenhänge zutage fördernden Beitrag stehen leider andere Beiträge, die rasch zusammengestoppelt wirken und manch merkwürdige Verzerrung mit sich bringen: Dies gilt für den knappen Artikel von Heike Ising-Alms und Eberhard Illner mit dem Titel „Von Barmen nach Manchester und Engelskirchen“, der gerade nicht – wie man erwartet hätte – die Bedeutung der Familie Engels für die Industriegeschichte des Bergischen Landes nachzeichnet, aber auch für den Beitrag von Barbara Wunsch zum Freudenthaler Sensenhammer in Leverkusen-Schlebusch. Die Autorin bietet im ersten Teil eine auf der älteren Darstellung bei Engels und Legers fußende Zusammenfassung zur vorindustriellen Sensenherstellung in Cronenberg und Remscheid, übersieht aber, dass sich von hier aus keine Bezüge zur Schlebuscher Sensenfabrik ergeben. Das Leverkusener Werk wurde durch Mitglieder der seit vielen Generationen in Hagen-Haspe im Sensengewerbe tätigen Familien Lange und Kuhlmann gegründet, ein Zusammenhang mit dem alten – bereits im 18. Jahrhundert in die Bedeutungslosigkeit fallenden – bergischen Sensengewerbe ist nicht gegeben.

Zu bemängeln bleibt schließlich die redaktionelle Bearbeitung des Bandes, der auch in dieser Hinsicht wenig homogen wirkt. Vor allem der Umgang mit Belegen lässt vielfach zu wünschen übrig. Im Beitrag von Putsch z.B. sind selbst im ersten industriegeschichtlichen Teil kaum Nachweise vorhanden, was die wissenschaftliche Nutzbarkeit des Beitrags erschwert. Auch viele andere Beiträge verzichten auf eine Belegführung, wie sie in wissenschaftlichen Kontexten selbstverständlich sein sollte. Dies gilt etwa für Herbert Stahl, der sich in seinem im Übrigen sehr lesenswerten Beitrag zur „Montanindustrie im Bensberger Erzrevier“ nahezu ausschließlich auf „Sammlung Herbert Stahl“ bzw. „Stahl, Bergisch Gladbach“ bezieht. Zum Beitrag von Wunsch werden zwar zahlreiche Endnoten angeboten, im Text selbst fehlen allerdings die zugehörigen Anmerkungsnummern.

Dass in einem so umfangreichen Band, der von zahlreichen Autoren aus unterschiedlichen Perspektiven erarbeitet wurde, Wiederholungen vorkommen, ist kaum zu vermeiden. Wenn jedoch mehrere Autoren das gleiche Thema bearbeiten und die Beiträge direkt nacheinander stehen, ist eine Abstimmung zwischen den Autoren unverzichtbar. Dies betrifft etwa die Beiträge von Ernst Zinn und Hans Joachim de Bruyn Ouboter über das Elberfelder Bahnhofsgebäude. Selbst Abbildungen bzw. Motive finden sich im vorliegenden Buch doppelt, etwa ein historisches Foto der Tuchfabrik Schürmann & Schröder auf S. 31 und erneut auf S. 202 oder ein aktuelles Foto der Tuchfabrik Wülfig & Sohn auf S. 25 und ähnlich erneut auf S. 201.

Trotz aller Kritik: Das vorliegende Buch, das eher den Charakter eines Lesebuchs denn den einer wissenschaftlichen Abhandlung trägt, bietet viele interessante Einblicke in die Industriegeschichte des Bergischen Landes und seine Architektur.

Stefan Gorissen, Troisdorf

Jürgen HERRES, Köln in preußischer Zeit 1815–1871 (Geschichte der Stadt Köln 9), Köln: Greven 2013, ISBN 978-3-7743-0452-9, 504 S., 60,- €.

Der hier vorzustellende Band 9 der neuen Kölner Stadtgeschichte, verfasst von Jürgen Herres, behandelt die ersten beiden Drittel des 19. Jahrhunderts, die Zeit zwischen dem Wiener Kongress und der Reichsgründung. Der Zuschnitt der behandelten Epoche wie die zeitliche Abgrenzung aller Bände des Gesamtprojekts zur Kölner Stadtgeschichte folgen einem gängigen an der allgemeinen politischen Geschichte ausgerichteten Periodisierungsschema, das sich nicht immer mit den bedeutenden Zäsuren der Stadtgeschichte deckt. Herres begründet für den vorliegenden Band die gesetzte Periodisierung mit der Zugehörigkeit der rheinischen Großstadt zur preußischen Monarchie, die er als eine bestimmende Determinante der Stadtgeschichte in den ersten zwei Dritteln des 19. Jahrhundert interpretiert. Dies galt zum einen für den von den Preußen durchgesetzten Ausbau der Stadt zu einer starken militärischen Festung im Westen des Königreichs mit der für die Stadtentwicklung problematischen Konsequenz, dass die bauliche Entwicklung Kölns auf das Areal in den Grenzen der mittelalterlichen Stadtmauer eingeschränkt blieb. Während in den meisten anderen deutschen Städten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Reste der mittelalterlichen Befestigungen geschleift wurden, was eine Erweiterung des Stadtgebiets ermöglichte, wurde in Köln in dieser Zeit die alte Stadtmauer instand gesetzt und durch einen zweiten Befestigungsring mit Forts und Lünetten etwa einen Kilometer vor der alten Stadtmauer ergänzt. Dieser Festungsring entspricht weitgehend dem heutigen inneren Grüngürtel – im vorliegenden Band gut nachvollziehbar anhand einer Karte von 1868 (S. 166f.). Der Bereich zwischen der alten Stadtmauer und dem neuen Befestigungsring durfte nicht bebaut werden, der Verkehr in die Stadt hinein und aus ihr heraus musste durch die alten Stadttore geschehen, welche den gewachsenen Verkehrsbedürfnissen kaum mehr genügten. Zwar waren um 1815 noch große Freiflächen innerhalb des Stadtmauerrings verfügbar, um 1860 waren diese dann weitgehend bebaut, so dass die Erweiterung des Stadtgebiets jetzt zu einer „Lebensaufgabe für die Zukunft der Stadt“ wurde, wie der Kölner Baurat Matthias Bircher 1864 in einer Denkschrift formulierte (S. 417).

Der zweite durch die Preußen maßgeblich geprägte Impuls betraf die Vollendung des Kölner Doms, wozu 1842 in einem feierlichen Festakt der Grundstein gelegt wurde. Bis zum Ende der 1860er Jahre war das Langhaus des Doms fertiggestellt und geweiht. Lediglich die beiden mächtigen Türme und die Westfassade blieben noch zu vollenden. Mit der Demontage des mittelalterlichen Baukrans auf dem Stumpf des Südturms im Jahr 1868 wurde dieser letzte Bauabschnitt eingeleitet und zugleich die Zeit des Provisoriums mit Beseitigung ihres sinnfälligen Symbols beendet. Der Dombau besaß für die Stadt jedoch über das Bauereignis und die architektonische Wucht des Gebäudes hinausreichende Bedeutung: Die Idee einer Vollendung des Domtorsos entstand bereits zu Beginn der im vorliegenden Band betrachteten Epoche, und es war der preußische Kronprinz und spätere König Friedrich Wilhelm IV., der sich von Beginn an nachdrücklich für das Projekt einsetzte. Trotz allen bürgerschaftlichen Engagements der Kölner: Ohne Unterstützung durch den preußischen Staat und namentlich durch den preußischen König wäre eine Realisierung kaum möglich gewesen. Damit wurde der Bau zugleich in hohem Maße symbolisch aufgeladen: Der Dom galt den Preußen in erster Linie als überkonfessionelles Nationaldenkmal und als kraftvolles Symbol preußischer Präsenz am Rhein. Auch wenn die Vollendung der Kathedrale zugleich als Projekt zur Integration der Rheinmetropole in den preußischen Staat gedacht war, ergaben sich hieraus doch auch manche Widersprüche zu der in Köln dominierenden Deutung des Doms als Bistumskirche und als Manifestation des katholischen Glaubens. Darüber hinaus ist aber auch die kulturelle und gesellschaftliche Bedeutung dieser Großbaustelle für die Stadt während des 19. Jahrhunderts kaum zu überschätzen: Ausgehend vom Dombau wurde der neogotische Baustil das bestimmende architekturästhetische Ideal in der Stadt: nicht nur Kirchenbauten, auch zahlreiche öffentliche und private Profanbauten folgten der neuen Stilbewegung. Schließlich mobilisierte das Bauprojekt auch gesellschaftliche Kräfte in der Stadt: Die Dombaubewegung mit dem „Dombauberein“ an der Spitze bewirkte einen Vergesellschaftungsprozess, der in einem breiten Kölner Vereinsleben im 19. Jahrhundert seine Fortführung fand.

Das Verhältnis zwischen der Stadt Köln und dem preußischen Staat, das zwischen persönlicher Zuneigung der Kölner zum preußischen König und offener Ablehnung der preußischen Bürokratie oszillierte und vor allem auf den Feldern der politischen Herrschaft (Verfassungsversprechen) sowie der Religionsfreiheit („Kölner Wirren“) von dauerhaften Konflikten geprägt blieb, bildet nur einen Schwerpunkt des Bandes. Ein zweites durchlaufendes Motiv der Darstellung bezieht sich auf den Übergang von Wirtschaft und Gesellschaft der Stadt zur Industrialisierung. Der Autor spricht in diesem Zusammenhang von einer „gewerblichen Übergangsgesellschaft“ und akzentuiert damit eine Phase der Stadtgeschichte, in der noch keine voll ausgebildete Industriegesellschaft entstanden war, die alte gebundene Stadtwirtschaft mit ihren Korporationen und engen rechtlichen Beschränkungen gleichwohl bereits überwunden war. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebte Köln nicht nur die weitgehende Freigabe des Rheinhandels und die Einführung der Dampfschiffahrt, in diesen Jahrzehnten entstanden auch die wichtigsten Eisenbahnverbindungen: zunächst Richtung Aachen/Antwerpen mit der Eröffnung eines ersten Streckenabschnitts bereits 1839, anschließend 1844 die Verbindung nach Bonn, 1847 dann die Eröffnung der „Köln-Mindener Eisenbahn“ von Deutz aus über Düsseldorf, Dortmund und Hamm nach Minden, schließlich 1859 die Einweihung

der festen Eisenbahnbrücke über den Rhein, die den Deutzer Bahnhof mit dem neuen Kölner Hauptbahnhof in unmittelbarer Nachbarschaft zum Dom verband. Parallel hierzu entstanden zahlreiche großgewerbliche Betriebe und frühe Fabriken in der Stadt und in den rasch wachsenden Vororten, zunächst im Bereich der Textilindustrie, dann vermehrt in der Metallverarbeitung und im Maschinenbau sowie mit der Verarbeitung von Zucker und Tabak in der aufstrebenden Genussmittelindustrie.

Seit den 1840er Jahren wuchs auch die Bevölkerung in der Stadt rasch an, 1855 lebten in Köln erstmals mehr als 100.000 Zivilpersonen, ein Wert, die sich bis zum Ende der betrachteten Periode nochmals verdoppelte. Mit steigenden Bevölkerungszahlen wuchsen die sozialen Gegensätze, nahmen Armut und Unterversorgung bei teilweise katastrophalen Wohnverhältnissen der unterbürgerlichen Schichten zu. Es gehört zu den hervorzuhebenden Verdiensten des Autors, auch die sozialgeschichtlichen Aspekte der Stadtgeschichte und die hieraus resultierenden Konflikte in seiner Darstellung angemessen zu berücksichtigen.

Die Darstellung ist zwischen Einleitung und einem knappen, die Gesamtentwicklung noch einmal würdigenden Schluss in zehn Kapitel gegliedert, von denen die Abschnitte zwei bis sieben einen chronologischen Durchlauf durch die Stadtgeschichte von der preußischen Besitzergreifung über den Kirchenstreit, den Vormärz und die Revolution von 1848/49 bis zur Reaktionszeit und den „Einigungskriegen“ bieten. Vorgeschaltet ist ein einführendes erstes Kapitel zu „Stadt und Stadtraum“, in dem zunächst das Bild der Stadt Köln in zeitgenössischen Schilderungen vorgeführt und dem Leser dann wie auf einem Spaziergang das Stadtbild im frühen 19. Jahrhundert vor Augen geführt wird. Drei strukturgeschichtlich angelegte Kapitel am Ende der Darstellung bieten noch einmal wesentliche Ergebnisse des chronologischen Durchlaufs in einer Zusammenschau dar (was gelegentlich Wiederholungen von bereits Gesagtem impliziert): zunächst zur Wirtschafts- und Sozialstruktur, wobei neben der Erwerbsstruktur auch Geschlechterverhältnisse und ein Blick auf die Kindheit eingeschlossen wird, dann zu Fragen von Bildung, Unterhaltung, Frömmigkeit und Konfessionsverhältnissen. Das abschließende zehnte Kapitel thematisiert ein weiteres Mal das Stadtbild und führt – im Dialog mit dem ersten Kapitel – den Wandel der äußeren Gestalt und der baulichen Struktur der Stadt vor Augen.

Jürgen Herres hat eine mit Genuss zu lesende Darstellung vorgelegt, die auf dem Stand der Forschung argumentiert, manche so in der Kölner Stadtgeschichte noch nicht thematisierten Zusammenhänge ins Licht rückt, aber immer in einer anschaulichen Sprache gehalten ist und so ohne Zweifel auch Leser jenseits des wissenschaftlichen Fachpublikums gewinnen wird. Wie alle bisherigen Bände der Kölner Stadtgeschichte ist auch der vorliegende Band wieder reich bebildert. Der Kölner Dom dient dem Autor hierbei als Leitmotiv: Jedes Kapitel endet mit einer Darstellung des Doms und dem erreichten Bauzustand zum jeweils beschriebenen Zeitabschnitt. Dass der so bildlich nachvollziehbare Baufortschritt am Dom aber zugleich eine optimistische Metapher für die Stadtentwicklung insgesamt abgeben könnte, dies entspräche wohl kaum der vom Autor vorgeschlagenen Interpretation.

Stefan Gorißen, Troisdorf

Werner PLUMPE, Carl Duisberg 1861–1935. Anatomie eines Industriellen (Historische Bibliothek der Gerda-Henkel-Stiftung), München: C.H. Beck 2016, ISBN 978-3-406-69637-4, 992 S., 39,95 €.

Carl Duisbergs Leben fand in der Öffentlichkeit der letzten Jahre vor allem in zwei ganz unterschiedlichen Diskursen Beachtung, und die Meinung variierte je nach Thema und Perspektive zwischen Verurteilung und Anerkennung. Mit der allgemeinen Erinnerung an den Ausbruch des Ersten Weltkriegs wuchs die Kritik an Duisbergs kaum zu überschätzender Bedeutung für die Entwicklung und den Einsatz chemischer Kampfstoffe und an seiner Rolle als stramm deutschnationaler Protagonist eines „deutschen Siegfriedens“. Im Diskurs über wieder entdeckte „Bürgerlichkeit“ und mäzenatischen „Gemeinsinn“ wurde dagegen Duisbergs Vorbildfunktion als Stifter und bestens vernetzter Geldsammler beim Aufbau der Wissenschaftsförderung während der Weimarer Republik gelobt. Angesichts eines so zwiespältigen Eindrucks ist es umso erfreulicher, dass der renommierte Frankfurter Wirtschaftshistoriker Werner Plumpe nach jahrelangen Forschungen eine monumentale Duisberg-Biografie vorgelegt hat.

Carl Duisberg, am 29. September 1861 in Barmen geboren und am 19. März 1935 in Leverkusen gestorben, war einer der erfolg- und einflussreichsten Unternehmer seiner Zeit. Schon früh war er von seiner eigenen Bedeutung so überzeugt, dass er sie dokumentiert und dargestellt sehen wollte. Davon zeugen nicht nur eine Unmenge an Briefen, Sachakten, Reden und Schriften im Leverkusener Bayer-Archiv, sondern beispielsweise eine ganze Reihe künstlerischer Duisberg-Porträts, seine Grablege, die der Unternehmer schon während des Ersten Weltkriegs in Auftrag gegeben hatte und nach genauen Vorgaben gestalten ließ, oder seine zum 50-jährigen Dienstjubiläum veröffentlichten und bewusst gekürzten Memoiren. Mit anderen Worten: Plumpe musste nicht nur eine überbordende Masse an Quellen bewältigen, sondern war mit einem Mann konfrontiert, der genaue Vorstellungen davon hatte, wie an ihn gedacht werden sollte, und der nicht müde geworden war, sein Leben als Erfolgsgeschichte zu erzählen.

Die Fragen nach den Bedingungen individuellen unternehmerischen Erfolgs und nach der idealtypischen Unternehmerpersönlichkeit waren es wohl auch, die den Wirtschaftshistoriker zuallererst gereizt haben, diese Biografie zu schreiben. Als theoretische Referenz bezieht Plumpe auf die bereits 1911/12 veröffentlichte „Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung“ Joseph A. Schumpeters, der den Unternehmertypus funktional und nicht soziologisch definierte, nämlich als innovative und energische Persönlichkeit, die althergebrachte Strukturen zerstört, neue Möglichkeiten entdeckt und vor allem durchsetzt. Plumpe hatte schon früher argumentiert, dass Duisbergs Unternehmertätigkeit „als perfekte Illustrierung der Schumpeter’schen Konzeption“ dienen könne, jedenfalls für die Jahre zwischen 1887/88 und 1906/07, also von der Ablösung der herkömmlichen „Meisterwirtschaft“ und des Probiervfahrens bei der Farbstoffentwicklung durch wissenschaftliche Industrieforschung und systematische Produktentwicklung bis hin zum Aufbau des Leverkuseners Werkes als rational und effizient strukturierte, integrierte chemische Fabrik mit größerer Produktionstiefe und einer sukzessive umstrukturierten Unternehmensführung.

Duisberg gehörte als Jahrgang 1861 noch zu der Generation der so genannten „Wilhelminer“, die den Sieg im deutsch-französischen Krieg und den Rausch der Reichs-

gründung bereits bewusst als Heranwachsende erlebt hatten. Autoritätsfixiertheit war ein typischer Aspekt ihrer generationellen Prägung, und Duisbergs Verehrung für Otto von Bismarck und später auch Paul von Hindenburg war Ausdruck seines politischen Glaubens an „den großen Mann“ bzw. an das Charisma und die Tatkraft des Einzelnen. Vielleicht noch wichtiger war die individuelle Prägung durch seine soziale Herkunft: Carl Duisberg wuchs im Heimarbeiter-Milieu der Barmer Bandwirker auf, wo die Gefahr eines sozialen Abstiegs zur „proletaroiden Existenz“ (Wolfgang Köllmann) stets präsent war. Die prägende Figur seiner Kindheit war seine dominante Mutter Wilhelmine, eine geborene Weskott, die ihren einzigen Sohn mit dem lebenslangen Auftrag des sozialen Aufstiegs durch Bildung und Leistung imprägnierte.

Erst durch den Kontakt zu den Eigentümerfamilien der Farbenfabriken, vor allem zu seinem Mentor und Vorbild Carl Rumpff, und durch die Heirat mit dessen Nichte Johanna Seeborn lernte Duisberg den gehobenen Lebensstil des Elberfelder Wirtschaftsbürgertums kennen, wohnte im feinen Briller Viertel und begann, sich für Kunst zu interessieren. Seit seinem 25-jährigen Dienstjubiläum bei den Farbenfabriken lassen sich regelmäßige Kunstankäufe nachweisen, zumal Duisberg nach seinem Umzug in die Leverkusener Direktionsvilla (1912) viele leere Wände zu füllen hatte. Duisberg war zwar kein Anhänger der Avantgarden nach 1900, bevorzugte aber die gemäßigte Moderne der Sezessionen (z.B. Franz von Stuck, Fritz von Uhde, Max Liebermann). Im Gegensatz zu vielen reichen bürgerlichen Kunstsammlern verzichtete er auf die Beratung durch Museumsdirektoren und konzentrierte sich auch nicht auf die prestigeträchtigen „Alten Meister“. Daraus Rückschlüsse auf Duisbergs Geschmack zu ziehen, wie Plumpe argumentiert, erscheint allerdings nicht unproblematisch. Die Preise für „Alte Kunst“ waren damals schlicht ins Unermessliche gestiegen, und Museumsdirektoren erwarteten für ihre Expertise Mäzenatentum als Gegenleistung. Dafür aber war Duisberg schlicht zu sparsam. Obwohl er als angestellter Manager in den letzten Jahren vor dem Krieg zur Gruppe der bestverdienenden Millionäre zählte (gleichwohl nicht zu vergleichen mit den superreichen Stahlindustriellen des Ruhrgebiets), blieb sein Lebensstil doch, so Plumpe, durch eine merkwürdige „Mischung aus großer Welt und Kleinbürgertum“ charakterisiert. Vor allem hielt er sein eigenes Geld sparsam zusammen und war alles andere als freigiebig. Seine großen Spenden und Stiftungen machte er mit dem Geld der Farbenfabriken.

Auch für die großen Summen zur Förderung der naturwissenschaftlichen Forschung investierte Duisberg in der Regel kein persönliches Geld. Die Ausbildungs- und Wissenschaftsförderung sei für ihn gleichwohl eine Herzenssache gewesen, sowohl aus unternehmerischer wie aus persönlicher Sicht. Duisberg habe sich sowohl als Sprecher industrieller Interessen wie auch als Vertrauensmann der Wissenschaft verstanden. Da er seine Erfolge nicht zuletzt seiner Ausbildung verdankte (1878 Abitur an der Oberrealschule, 1882 Promotion als Chemiker in Jena, anschließend Fortbildung im renommierten Münchener Labor Adolf Baeyers), sah er sich als modernen Naturwissenschaftler, und er setzte sich letztlich für die bildungs- und wissenschaftspolitische Anerkennung dieses Selbstbildes ein. So kritisierte er beispielsweise schon früh die Wertschätzung des Lateins als neuhumanistischen Bildungsdünkel und favorisierte bis zuletzt eine politisch und konfessionell neutrale, ausschließlich leistungsorientierte Begabtenförderung.

Es ist natürlich ganz unmöglich, an dieser Stelle allen Aspekten von Plumpe Interpretation gerecht zu werden. Er hat eine minutiöse, quellengesättigte und vor allem stets differenziert und ausgewogen argumentierende Darstellung vorgelegt, die nicht nur Biografie- und Unternehmensgeschichte chronologisch nacherzählt, sondern einen veritablen Beitrag zur deutschen Wirtschafts- und Politikgeschichte zwischen Kaiserreichszeit und frühem Nationalsozialismus leistet: Von den unternehmerischen Kämpfen und Erfolgen der „Farbenfabriken“ vor 1914 über Duisbergs politische Radikalisierung während des Ersten Weltkriegs bis hin zu seinem keineswegs unkomplizierten Verhältnis zur Weimarer Republik, in der er sich mit einer moderaten Position pro Stresemann und Brüning für wirtschaftliche Liberalisierung und eine handlungsfähige bürgerliche Regierung im Schulterschluss mit der gemäßigten Sozialdemokratie und den tariftreuen Gewerkschaften einsetzte.

In dieser besonders konfliktreichen und durch tiefgreifende Brüche beschleunigten Phase der Deutschen Geschichte prägten drei Handlungsmuster Duisberg Leben: unternehmerischer Pragmatismus, politischer Opportunismus und persönliche Anerkennungsbedürfnisse. Als Unternehmer agierte er in der Regel pragmatisch, d.h. er reagierte kreativ und äußerst tatkräftig auf konkrete Probleme und Situationen. Im politischen Leben war Duisberg, wie er selbst zugab, „Opportunist“, der sich in den Revolutionsjahren 1918/19 und nach Hitlers Machtantritt 1933/34 geschmeidig anzupassen wusste. Vor allem aber scheint Carl Duisberg von einer im Grunde unstillbaren Sehnsucht nach Anerkennung getrieben worden zu sein: Zum Beispiel engagierte er sich während des Krieges wohl auch deshalb so vehement für die Ziele der 3. OHL, weil ihm Generalstabsoffizier Max Bauer die sehnlich gewünschten militärischen Auszeichnungen und den direkten Kontakt zu den von Duisberg „abgöttisch“ verehrten Hindenburg und Ludendorff vermittelt hatte. Duisbergs Einsatz für die Wissenschaften ging mit einer wahren Titelsucht nach Ehrendoktorwürden, Medaillen und Urkunden einher, die er voller Stolz in seiner „Ruhmeshalle“ in Leverkusen präsentierte. Leider recurriert Plumpe an keiner Stelle auf einschlägige Erklärungsansätze der Psychologie (Narzissmustheorie) und der Sozialphilosophie (Anerkennungstheorie), um dieses für soziale Aufsteiger ja nicht ganz untypische Streben nach Anerkennung zu deuten. Schumpeters Begriff der Unternehmerpersönlichkeit allein erklärt jedenfalls nicht, warum Duisberg „alles, aber auch wirklich alles“ für seine Karriere tat. Auch die kürzeren, eher kulturgeschichtlichen, Passagen zu Ehe, Familie und Kindererziehung oder zu Duisbergs Neigung, auf Niederlagen mit psychosomatischen Symptomen und Vermeidungsstrategien zu reagieren, z.B. durch Abwesenheit auf Reisen, erreichen nicht ganz das hohe Niveau der wirtschafts- und unternehmensgeschichtlichen Kapitel. Dieses kleine Manko mag der Quellenlage und den Interessen des Autors geschuldet sein. Werner Plumpe beeindruckende Syntheseleistung beeinträchtigt es in keiner Weise.

Stephen Pielhoff, Wuppertal

Stefan FLESC (Hg.), „Frei ist heute nur, wer beten kann“. Die Tagebücher von Klaus Lohmann – Vikar und Pastor der Bekennenden Kirche im Rheinland 1935–1939 (Schriften des Archivs der Evangelischen Kirche im Rheinland 38), Düsseldorf: Archiv der evangelischen Kirche im Rheinland 2013, ISBN 978-3-930250-51-6, 335 S., 14,80 €.

Klaus Lohmann (1910–2002) gehört nicht zu den weithin bekannten Bekennern, doch er arbeitete eine Zeitlang eng mit den mutigen Streitern in Barmen, einem Zentrum des Kirchenkampfes, zusammen, so auch als zeitweiliger Geschäftsführer des Ausbildungsamtes der rheinischen Bekenntniskirche bei dem Pfarrer Johannes Schlingensiepen in Unterbarmen.

Mehrere Stationen von Lohmanns geistlicher Biografie führten ins Bergische. Doch zunächst deutete nichts darauf hin, dass der Pfarrersohn selbst Pfarrer werden würde. Nach dem Abitur versuchte er Laufbahnen als Marineoffizier und in weltlichen Studienfächern, bevor er im Wintersemester 1931/32 das Studium im Hauptfach Theologie in Göttingen und Bonn aufnahm. 1933 trat er der SA bei und wurde Scharführer. Unter dem Eindruck des reformierten Professors Karl Barths verließ er die SA und orientierte sich zu einer entschieden Bekennenden Kirche. Davon erfährt der Leser nur in der einleitenden biografischen Skizze, die zum Verständnis unerlässlich ist.

Das Tagebuch enthält tatsächlich Tag für Tag kurze Einträge von in der Regel wenigen Zeilen. Regelmäßige Themen sind Lektüren, Predigtvorbereitungen und Zweifel an den eigenen Predigten, Unterrichtsvorbereitungen, Arbeiten im Ausbildungsamt, aber auch Spaziergänge und Wanderungen. Die lapidaren Einträge werden immer wieder durchbrochen von Mitteilungen über Verhaftungen von Pfarrern, Beschlagnahmungen von Material, Gestapo-Verhöre, Haussuchungen und vorsorglicher Räumung schriftlicher Unterlagen. Besonders im Vorsommer und Sommer 1937 hagelten die Verhaftungen von Bekenntnispfarrern. Lohmann berichtet, dass nach der Einweisung des führenden Bekenntnispfarrers Martin Niemöller ins KZ Sachsenhausen im ganzen Wuppertal die Glocken geläutet hätten. Im Bergischen gab es zudem Bezüge nach Solingen, Remscheid und Eckenhagen bei Gummersbach, wo der Gemarker Kirchmeister Plutte ein Jagdhaus hatte, das nicht nur als Familienvergnügungsort, sondern auch als Versteck für illegales Material der Bekennenden Kirche und für verfolgte Pfarrer diente. Tagungen des rheinischen Bruderrates, wo Lohmann Protokoll führte, fanden ebenso an geheimen Orten statt wie seine zweite theologische Staatsprüfung. Laut einer Eintragung während seines Pfarramtes in Offenbach am Glan schreckte die Gestapo nicht einmal davor zurück, Schülerinnen zu Verhören über ihren Religionslehrer Lohmann vorzuladen.

Ein außerordentliches Zeichen seines persönlichen Mutes ist die Predigt, die er am Sonntag nach der „Reichskristallnacht“ 1938 hielt. Darin bezeichnete er Epileptiker und Juden, die wenige Jahre später der Euthanasie bzw. dem Holocaust zum Opfer fielen, als Brüder, wovon sich kein Wort im Tagebuch findet, doch der Herausgeber Flesch zitiert eine längere Passage aus der Predigt in seiner biografischen Skizze. Hingegen vermerkt das Tagebuch am Tag nach dem Pogrom Lohmanns Fahrt von Wuppertal nach Düsseldorf, wo er an einer Bruderratssitzung teilnahm, und abends nach Solingen-Wald, sodass er einen größeren Überblick über die allerorts stattgefundenen Verwüstungen gewann. Immer wieder berichtet Lohmann in eigener Sache von Haussuchungen und

von mehr als drei Stunden dauernden Verhören bei der Gestapo. Das Resümee seiner Erfahrungen aus zahlreichen seelsorgerlichen Gesprächen, das der Edition ihren Titel gab, zog er am 8. Dezember 1938: „Furchtbar ist das Seufzen im Volk über die innere Unfreiheit, den politischen Druck. Frei ist heute nur, wer beten kann.“ (S. 271)

In den Personenindex wurden viele Personen nicht aufgenommen, wofür Kriterien fehlen.

Horst Sassin, Solingen

Anselm FAUST, Bernd A. RUSINEK, Burkhard DIETZ (Bearb.), Lageberichte rheinischer Gestapostellen, Bd. 1-3, (Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde 81), Düsseldorf: Droste 2012-2016: Bd. 1 (1934), 2012, ISBN 978-3-7700-7638-3, 9 und 731 Seiten, 107,- €; Bd. 2,1 (Januar-Juni 1935), 2014, ISBN 978-3-7700-7634-7, 9 und 772 Seiten, 60,- €; Bd. 2,2 (Juli-Dezember 1935), 2015, ISBN: 978-3-7700-7646-8, 8 und 882 Seiten, 99,- €; Bd. 3 (Januar-März 1936), 2016, ISBN 978-3-7700-7647-5, 7 und 501 Seiten, 79,- €.

Ein großes Vorhaben hat die Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde ansehnlich gemeistert: In drei Bänden, davon zwei Halbbänden, sind die Monatsberichte der fünf rheinischen Gestapostellen der Forschung auf 2900 Seiten nun bequem zugänglich. Diese Besprechung wirft den Blick auf die Berichte der Gestapostellen Düsseldorf und Köln, die den Regierungsbezirken entsprechen und je einen Teil des Bergischen Landes einschließen.

Die Einleitung des ersten Bandes stellt die Organisation und das Personal der Geheimen Staatspolizei der Rheinprovinz vor, charakterisiert die Berichterstattung, lotet den Quellenwert der Lageberichte aus und legt die Überlieferungsgeschichte und die Editionsgrundsätze offen. Daran schließt sich in jedem Band eine historische Einführung an, die einen Überblick über die Ereignisse in der Berichterstattung des Jahres liefert. Im ersten Band fällt diese Einführung komplex aus, weil hier viele Aspekte beispielhaft dargestellt werden, wie die NSDAP und ihre sozialpolitischen Organisationen, die Gegner und sonstige berücksichtigte Organisationen und Bewegungen. Es folgen die geografisch von Nord nach Süd geordneten chronologischen Lageberichte. Der Anhang enthält wichtige Kurzbiografien, das Abkürzungsverzeichnis, Quellen und Auswahlliteratur sowie das Personen-, Orts- und Sachverzeichnis.

Die Lageberichte sind aus vier Archiven zusammengestellt. Dennoch ist das erste Halbjahr 1934 lückenhaft vertreten, Düsseldorf nur mit dem März-Bericht, während Köln gänzlich fehlt. Aus dem zweiten Halbjahr sind die meisten Berichte vorhanden: Für Düsseldorf fehlen August, November und Dezember 1934, Köln ist vollständig dokumentiert. Von Januar 1935 bis Februar 1936 ist die Überlieferung, ausgenommen der Juli-Bericht aus Köln, lückenlos, während nur die Gestapostelle Aachen vom März 1936 berichtet. Hier lautet die Kopfzeile versehentlich weiterhin „Februar 1936“. Der Grund für die Einstellung der Berichte ist das Verbot Görings, der die nüchterne Wiedergabe der vielfach schlechten Stimmung offenbar als abträglich einschätzte und das Monopol der Staatspartei über die Stimmung im Lande beanspruchte. Künftig blieb die Berichterstattung hauptsächlich auf die politischen Gegner aus der Arbeiterbewe-

gung beschränkt. Die Monatsberichte dienten als „Faktenrapport, Lagebeurteilung und Frühwarnsystem in einem“ (Band 1, S. 21). Sie sollten knapp gehalten werden, wuchsen sich aber im Fall Düsseldorf zu epischer Breite aus. Ein Grund dafür scheint in mangelnder Sachkenntnis, hier bei Wirtschaftsfragen, zu liegen, sodass eingereichte Berichte fast unverändert in die Monatsberichte einfließen, eine Fundgrube für den regionalgeschichtlich interessierten Leser.

Die Berichte der Gestapobezirke Düsseldorf und Köln stellen einhellig eine gedrückte Stimmung der Bevölkerung bis hin zu Mutlosigkeit und Gleichgültigkeit den Tagesereignissen gegenüber fest, auch wenn nach der Volksabstimmung im Saargebiet 1935 und während der olympischen Winterspiele 1936 nationale Hochstimmung herrschte. Denn die Versorgungslage gerade der sozial schlechter Gestellten litt unter dem Missverhältnis von Löhnen und Preisen, unter Qualitätsverschlechterungen und Bedarfslücken sogar bei einigen Grundnahrungsmitteln, Probleme, die sich wie Leitmotive durch die Monatsberichte ziehen. Auch ein Teil der Handwerker und Geschäftsleute erzielte ein Einkommen unterhalb des Unterstützungssatzes der Fürsorge. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang das Eingeständnis des Propagandaministers Goebbels in einer Ansprache vor Kölner NSDAP-Gliederungen, dass ein Teil der vom Winterhilfswerk gesammelten Spendengelder in die Aufrüstung floss (Band 3, S. 106). Zu den sozialen Missständen traten wirtschaftliche hinzu, bedingt durch die seit 1933 betriebene staatsinterventionistische Politik und durch die Benachteiligung des Rheinlandes als grenznaher Provinz. Während die lakonischen Kölner Berichte hierzu wenig ergiebig sind, gehen die Düsseldorfer Berichte regelmäßig auf die Velberter Bau-, Schloss- und Beschlägeindustrie, die Remscheider Werkzeugindustrie, die Wuppertaler und bergische Kleinmetallwarenindustrie, die Solinger Schneidwarenindustrie und die Barmer Bandindustrie ein, wobei sich Klagen über Devisenschwierigkeiten und Exporterschwernisse, die der Inlandsabsatz nicht kompensierte, häufen. Ausnahmsweise greift der Kölner Monatsbericht für den Februar 1936 die Not der oberbergischen Steinindustrie auf und regt höhere Aufträge für Pflaster- und Bordsteine an.

Das aufsehenerregendste Ereignis im Berichtsjahr 1934 war die Röhmaffäre, die Ermordung des SA-Stabschefs Ernst Röhm und zahlreicher SA-Führer, aber auch sonstiger politisch missliebiger Personen. Damals war noch nicht bekannt, dass dies auf persönliche Anweisung Hitlers und Görings geschah. Nach anfänglicher Zustimmung kam bald wieder Kritik an der NSDAP-Führung auf. Die KPD im bergischen Städtedreieck reagierte auf diesen Gewaltausbruch konsterniert. Die katholische Kirche beklagte die Ermordung des Reichsleiters der katholischen Sportbewegung „Deutsche Jugendkraft“, Adalbert Probst, und des Leiters der „Katholischen Aktion“ im Bistum Berlin, Erich Klausener. Eine Gedenkfeier für Probst in Heiligenhaus wurde von der Gestapo verboten (Bericht Düsseldorf für Juli 1934).

In die Zeit der monatlichen Lageberichte fällt auch das „Blutschutzgesetz“ vom September 1935, das Ehen zwischen „Ariern“ und Juden verbot. Die Monatsberichte beider Gestapostellen weisen hierzu mit deutlichen Worten auf das Unverständnis in Teilen der Bevölkerung hin (Band 2,2, S. 997 und 1073). Aus Mitteilungen der Industrie- und Handelskammer Remscheid gibt der Düsseldorfer September-Bericht negative Auswirkungen der antijüdischen Maßnahmen auf Unternehmen in Remscheid, Radevormwald und Wermelskirchen wieder (Band 2,2, S. 1036f.). Seitens der Juden registrierte

die Gestapo nach den „Blutschutzgesetzen“ 1935 eine zunehmende Hinwendung zum Zionismus. Die Monatsberichte vermerken immer wieder, dass die Bevölkerung trotz solcher Gesetze und Maßnahmen (bis Frühjahr 1936) weiterhin in den Warenhäusern, auch in jüdischen, einkaufte, weil die Bedarfsartikel dort preiswerter angeboten wurden.

Bei der Berichterstattung über die politischen Gegner steht die KPD im Vordergrund, wobei der im Regierungsbezirk Düsseldorf gelegene Teil des Bergischen Landes, insbesondere das Städtedreieck Wuppertal-Solingen-Remscheid, viel Aufmerksamkeit erfährt. Demzufolge litt der kommunistische Einsatzwille, an öffentlichkeitswirksamen Aktionen teilzunehmen, aufgrund wiederholter Verhaftungswellen 1934/35 empfindlich; nachdem im Laufe des Jahres 1935 allein 3.700 Kommunisten im Regierungsbezirk Düsseldorf festgenommen worden waren (Band 2,2, S. 1435), ist 1936 von einem Mangel an Funktionären die Rede. Unter diesem Eindruck stellte die KPD ihre Arbeitsweise auf die Zellenstruktur um. Sie versuchte, NS-Organisationen zu unterwandern und durch die Einheits- und Volksfronttaktik mit Sozialdemokraten und bürgerlichen Oppositionellen zusammenzuarbeiten, im Fall der Sozialdemokraten ein glatter Fehlschlag, so die Berichte aus beiden Gestapobezirken, während die Volksfrontbemühungen Verhaftungen katholischer Geistlicher und Laien in beiden Bezirken zur Folge hatten (Band 3, S. 201f.). Wo Sozialdemokraten dennoch mit Kommunisten zusammenarbeiteten, wie in Einzelfällen in Wuppertal und Velbert, gerieten sie in die Verhaftungswellen hinein (Band 2,1, S. 154; Band 2,2, S. 1016 und 1510). Denn die KPD war nach wie vor von Verhaftungen bedroht; so kündigte der Düsseldorfer Monatsbericht über den Februar 1936 das baldige Aufrollen der Bezirksleitung Niederrhein an. Die Tätigkeit der SPD wird in den meisten Monatsberichten nur gestreift, weil ihre strikt auf den inneren Zusammenhalt gerichtete illegale Arbeit schlecht zu überwachen war. Daraus erklärt sich der Wutausbruch der Gestapostelle Düsseldorf im Dezemberbericht 1935 über „das verbrecherische Treiben früherer SPD-Funktionäre im Versicherungs-, Hausier- und Wandergewerbe“ (Band 2,2, S. 1439), das unauffällige Verbindungsaufnahmen zuließ. Über andere politische Organisationen wird nur peripher berichtet. Im Februar 1936 sprach das BGV-Mitglied und spätere Ehrenmitglied Wilhelm Blankertz beim Alldeutschen Verband in Elberfeld politisch aktualisierend über „Irmisul und Externsteine“. Die Gestapo fand daran nichts zu beanstanden.

Auch die Kirchen waren Objekte regelmäßiger Berichterstattung. Aus der katholischen Kirche werden wiederholt Hirtenbriefe der Bischöfe zitiert. Ihre Kritik an der neuheidnischen Schrift „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“ des NS-Chefideologen Alfred Rosenberg fand starke Beachtung. Obwohl in der evangelischen Kirche diese Schrift nicht weniger kritisiert wurde, tritt dies in den Hintergrund, weil die Berichterstatte von der Darstellung der Kämpfe zwischen Deutschen Christen, Bekennender Kirche und Ordnungsblock sehr herausgefordert, wenn nicht überfordert waren. So ließ sich der sichtlich irritierte Berichterstatte dazu hinreißen, die oberbergischen „Bekennenden Gemeinden unter dem Wort“ im Juli-Bericht 1934 der Gestapostelle Köln als „eine SA der evangelischen Gemeinden“ einzuordnen (Band 1, S. 252), was anerkennend gemeint war. Beiläufig erwähnt der Kölner Bericht vom Februar 1936, dass die katholischen Verbände eingehend überwacht wurden. Während bei der katholischen Kirche kaum Bezug auf das Bergische Land genommen wird, stehen bei der evangelischen Kirche Düsseldorf und Barmen im Zentrum des Interesses. Hin-

sichtlich des Publikationsaufkommens der Bekennenden Kirche beklagen die Berichte wiederholt, dass staatspolizeilich zu beanstandende Schriften nicht mehr rechtzeitig beschlagnahmt werden konnten. Anfang 1936 meldet die Gestapo die Umstellung der Verteilungspraxis auf als kommunistisch bezeichnete Methoden, nämlich Kuriere an Vertrauensleute statt der Postzustellung. Nach Verhängung der Vorzensur sogar gegen interne Nachrichtenblätter der Bekennenden Kirche wurden diese stillschweigend durch Blätter ohne Kopf, Datum und Nennung der Verantwortlichen ersetzt (Bericht Düsseldorf vom Dezember 1935). Beachtlich ist, dass die Gestapoberichte auch die der NSDAP nahestehenden „Deutschen Christen“ kritisierten, als diese beispielsweise einen vom Reichskirchenminister berufenen Pfarrer öffentlich als politisch unzuverlässig diskreditierten (Band 3, S. 219). Nachdem konfessionellen Vereinen weltliche Feiern verboten worden waren, sprachen sich die Kölner und Düsseldorfer Monatsberichte mehr oder weniger deutlich zugunsten der katholischen St. Sebastians-Schützenvereine aus, die vielerorts als Träger der Heimatbewegung galten, weshalb sie das Brauchtum und die traditionellen Volksfeste um ihrer kirchlichen Bindung willen nicht verlieren sollten (Düsseldorf: Band 3, S. 212f.; abgeschwächt Köln: Band 3, S. 122).

Der einzige Monatsbericht über den März 1936, erstattet von der Gestapostelle Aachen, geht auf die Volksabstimmung vom 29. März 1936 ein, wobei der Gestapostellenleiter in reichlich gewundener Sprache Wahlmanipulationen eingestehen muss. Als Ja gewertet wurden weiße Stimmzettel, somit Enthaltungen, von teilweise mehr als 10 % und Neinstimmen in geringerem Umfang, während offiziell eine angebliche Zustimmung von 98,85 % im Regierungsbezirk Aachen gemeldet wurde. Nur graduell anders wird das Bergische Land abgestimmt haben. Damit würden die Abstimmungsergebnisse denen über die Zusammenlegung des Amtes des Reichspräsidenten mit dem des Reichskanzlers vom August 1934 ähneln; damals hatte die Zustimmung im Regierungsbezirk Köln 81 % betragen, ein Verlust von 10 % gegenüber der Abstimmung über Deutschlands Austritt aus dem Völkerbund vom November 1933. Solche Schwankungen bei den Zustimmungsraten wurden unter den Bedingungen fehlender Meinungs- und Pressefreiheit aufmerksam registriert (Berichte Köln vom August und September 1934).

Zwei Sachfehler sind zu berichtigen. Der im Lagebericht der Gestapostelle Köln für den August 1935 erwähnte Vikar Helmut Traut heißt Hellmut Traub, ein in der Bekenntniskirche engagierter Sohn des bekannten Pfarrers Gottfried Traub (Band 2,2, S. 957). Ein merkwürdiger Fehler steht bei der Deutschen Glaubensbewegung; da sie einer neuheidnischen, völkisch-germanischen Religiosität anhing, war deren Kreisgemeindefeiler entgegen der Fußnote kein Vertreter der Deutschen Christen (Band 3, S. 130).

Wenn man bedenkt, dass heutige Jugendliche ihre Kenntnisse über das „Dritte Reich“ nicht selten aus populären Fernsehdokumentationen gewinnen, die ihrerseits im großen Stil auf das Material der gleichgeschalteten deutschen Filmproduktion zurückgreifen, so liefern die Monatsberichte der rheinischen Gestapostellen wichtiges Aufklärungsmaterial, das gezielt auch im Unterricht, insbesondere der Sekundarstufe II, zur Relativierung und Widerlegung der nationalsozialistischen Propaganda eingesetzt werden kann. In diese Kategorie gehören auch die älteren Publikationen der SD-Berichte¹ und

1 Heinz BOBERACH (Hg.), *Meldungen aus dem Reich. Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS 1938-1945*, 17 Bde., Herrsching 1984.

der Berichte der emigrierten Sozialdemokratie.² Doch auch die Filmschaffenden sind aufgerufen, die korrektive Funktion dieser Quellen zu nutzen.

Horst Sassin, Solingen

Simone HAWLITSCHKE, *Die evangelischen Gemeinden in Düsseldorf und Wuppertal und ihre Haltung zu den verfolgten Juden zwischen 1933 und 1945. Ein Beitrag zum Verständnis des Protestantismus und der bürgerlichen Mentalität in der Zeit des Nationalsozialismus (Studien zur Geschichte des Nationalsozialismus 3)*, Hamburg: Dr. Kovac 2016, ISBN 978-3-83009-130-1, 582 S., 139,80 €.

Wenn es um die Hilfe für Juden ging, die sich unter der barbarischen Herrschaft des NS-Regimes zunehmend auf die Hilfe zur Auswanderung fokussierte, waren die Zuständigkeiten klar geregelt. Für die Masse der Juden waren die Einrichtungen des ‚Hilfsvereins der deutschen Juden‘ zuständig, die 1937 in der ‚Zentralstelle für jüdische Auswanderung‘ gebündelt wurden. Zum Christentum konvertierte Juden wurden je nach Konfession von der evangelischen ‚Hilfsstelle für Rasseverfolgte‘ (Büro Grüber) oder vom ‚Hilfsausschuss für katholische Nichtarier‘ betreut. Die glaubenslosen Juden, die unter keine der vorigen Kategorien fielen, fanden bei den Quäkern Hilfe. Diese Strukturen bestimmten die gesamte Hilfstätigkeit gegenüber den verschiedenen Kategorien von Juden, aber auch innerhalb der betreffenden Religionsgemeinschaften. Denn für eine effektive Hilfe war aufgrund der häufig wechselnden Gesetze und Verwaltungsvorschriften spezialisiertes Expertenwissen erforderlich. So ist zu erklären, weshalb evangelische Pfarrer konvertierte Juden an das Büro Grüber verwiesen.

Diese als Hintergrundwissen unentbehrliche Systematik vermisst man in der zu besprechenden Studie, zugleich Dissertation an der Bergischen Universität Wuppertal, die einem ganz anderen Ansatz folgt. In der Einleitung stellt die Autorin ihren lokalhistorischen und historisch-anthropologischen Ansatz dar und fragt nach der Wechselbeziehung von Pfarrern und Gemeinden bezüglich deren Haltung gegenüber den Juden und jüdischen Konvertiten. Die Wahl der Gemeinden in Düsseldorf als Sitz des rheinischen Konsistoriums und Wuppertal als Hochburg des Kirchenkampfes wird einleuchtend begründet. Auch der Methodik wird breiter Raum gegeben. Hier erstaunt, dass bei einer Versendung von 300 Briefen mit Fragebögen an emigrierte Juden und Judenchristen eine Antwortrate von 90 Prozent erzielt wurde, wovon für die Auswertung 18 Antworten herangezogen wurden. In einzelnen Fällen hat es auch Interviews mit in Deutschland lebenden Zeitzeugen aus den beiden Städten gegeben.

Sodann widmet die Autorin sich dem Kirchenkampf, eine Voraussetzung, um die unterschiedlichen Einstellungen von Deutschen Christen (DC) und Bekenntniskirche (BK) zu verstehen. Ihre Ausführungen lassen erkennen, dass der Autorin das Verständnis für die komplexen Vorgänge nicht leicht fällt, die sich unter dem Schlagwort Kirchenkampf verbergen. Insofern ist es zu begrüßen, dass sie den biografischen Ansatz wählt. Dieser wird reihend abgearbeitet in den Unterkapiteln über die DC im rheinischen Konsisto-

2 Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade) 1934–1940, hg. von Klaus BEHNKEN, 7 Bde., Salzhausen, Frankfurt 1980.

rium und die Evangelischen Akademien, sodann in den Kapiteln über die DC bzw. die BK in Wuppertal und Düsseldorf, über jüdische Erinnerungen an kirchliches Verhalten und die Briefe emigrierter Juden. Die Reihung macht die Lektüre weitschweifig, zumal sofern weniger eindrucksvolle Persönlichkeiten vorgestellt werden. Doch gibt es auch Fälle, die in ihrer Dramatik mitreißen. Viele vorgestellte Persönlichkeiten sind in der Literatur bereits ausführlich gewürdigt worden und bieten dem Kenner nichts Neues, gehören aber in den Zusammenhang.

Die Haltung des Konsistoriums wird anhand seines Präsidenten Walter Koch (1937–1945) und dreier Konsistorialräte nachgezeichnet. Koch ging es um die Durchsetzung des Konsistoriums gegen die Bekenntnissynode. Dass ihm das im Fall der radikalen, am Dahlemer Notkirchenrecht orientierten Bekennenden Kirche nicht gelang, lag nicht an seinem fehlenden Willen, sondern an den kriegsbedingt mangelnden Kirchenjuristen, wie am Fall des reformierten Elberfelder Pfarrers Lesser gezeigt wird. Koch setzte seine Konsistorialräte ein, um Bekenntnispfarrer in ihren Gottesdiensten zu bespitzeln. Was die Frage der Judentaufe betrifft, leitete das Düsseldorfer Konsistorium eine entsprechende Anfrage des Elberfelder Pfarrers Sinning an den Evangelischen Oberkirchenrat – und nicht an eine übergeordnete staatliche Behörde (S. 325) – weiter, der gegen die Taufe nichts einzuwenden hatte. Die Autorin ordnet Sinning in einer Zwischenposition zwischen DC und BK ein, obwohl er der Gestapo zuarbeitete, die notkirchlichen Kandidatenprüfungen der BK und BK-Pfarrer denunzierte.

Auf der biografischen Ebene werden sodann die gegensätzlichen Positionierungen von DC und BK und deren inneren Differenzierungen verständlich dargestellt. Die Autorin weist auf den für die BK beschämenden Sachverhalt hin, dass weder die Barmer Theologische Erklärung 1934 noch die preußische Synode in Berlin-Steglitz vom September 1935, eine Woche nach der Verabschiedung des diskriminierenden Blutschutzgesetzes, ein Wort für die Juden einlegte. Doch warum bringt sie an dieser Stelle den führenden Bekenntnispfarrer Karl Immer aus Barmen-Gemarke nicht ins Spiel, obwohl er genau das für die Steglitzer Synode verlangte? Daran hätte sich die kritische Haltung dieser Hochburg der Bekenntniskirche trotz der fehlenden 7. Barmer These zur Judenverfolgung zeigen lassen.

Zu den Stärken der Arbeit zählen aufschlussreiche längere Quellenzitate, so die Fragen und Antworten bei Helmut Hesses zweiter theologischer Prüfung vor dem dahlemitischen Bekenntnis-Presbyterium von reformiert Elberfeld 1943, wo er sich dazu bekannte, dass Christen sich mit den verfolgten Juden solidarisieren und sie schützen sollen. Die Autorin folgert, dass das Bekenntnispresbyterium mit dieser Haltung einverstanden gewesen sein muss. Selten wird die Wechselbeziehung von Pfarrern und Gemeinden so einleuchtend begründet wie an diesem Beispiel. Mit der Pfarrerrfamilie Hesse verbindet sich nicht nur die Verkündigung im Sinne der Nächstenliebe gegenüber den Juden, sondern auch der praktische Beistand. Helmut Hesse gehörte zu einem Helfer-Netzwerk um den Pfarrer Hermann Ziegler von reformiert Elberfeld, den Vertrauensmann des Büros Grüber in Wuppertal. Vertreter des Büros Grüber im Kirchenkreis Düsseldorf war der Pfarrer der Gemeinde Heerdt-Oberkassel, Gottfried Hötzel, der nicht nur verfolgte Juden betreute und ihnen zur Auswanderung verhalf, sondern auch gegenüber der Gemeindeöffentlichkeit unerschrocken kein Blatt vor den Mund nahm. Der angeordnete Besuch zweier Konsistorialräte in einem Gottesdienst

Hötzels und Denunziationen führten zu seiner Ausweisung aus der rheinischen und westfälischen Landeskirche. Damit hatte seine Hilfstätigkeit für die Düsseldorfer Juden ein Ende. Dass nun der Pfarrer an der Kaiserswerther Diakonissenanstalt Hans Balke diese Aufgabe übernahm, erfährt der Leser nicht.

Die Aktenlage ist oft desolat. Akten der DC sind kaum vorhanden, aber auch bezüglich der BK klaffen Lücken. Immer wieder gibt die Autorin an, dass dort wenig oder nichts über die Frage nach direkter Unterstützung der verfolgten Juden zu finden ist. Ist das verwunderlich? Die Autorin zitiert die damalige Vikarin Ilse Härter, dass Hilfe für die verfolgten Juden immer in Verschwiegenheit geleistet worden sei (S. 289). Pfarrer Immer (Gemark), den sie übergeht, rief verständige Männer seiner Gemeinde nach dem Novemberpogrom 1938 in kaum verschleierte Weise auf, das Weitere mit ihm in der Sakristei zu besprechen. Derartiges wurde in den Presbyteriumsprotokollen nicht festgehalten. Der gleichfalls übergangene Pfarrer Linz (Düsseldorf) lud als Leiter des Rüstdienstes der rheinischen Bekenntnissynode seine Mitstreiter durch verschlüsselte Postkarten zu Zusammenkünften ein, um der Überwachung durch die Gestapo zu entgehen. Ein Heft der Schriftenreihe des Rüstdienstes betraf die Judenfrage aus biblischer Sicht. Es trat in traditioneller kirchlicher Perspektive für die Judenmission ein, rief aber gegen die Judenverfolgung zur Buße und Umkehr auf.

Ein besonderes Gewicht räumt die Autorin der Oral History ein. Doch gleich in der Einleitung des Kapitels über die Interviews mit betroffenen Juden oder Konvertiten hebt sie diese Gewichtung auf, denn sie verzichtet explizit auf wissenschaftliche Maßstäbe, auf Korrekturen fehlerhafter Erinnerungen und die Einordnung der Einzelschicksale in den Kontext (S. 352). Das wäre nun allerdings notwendig gewesen. Ein Beispiel dafür ist ein Düsseldorfer Jude, der 1938 als 17-Jähriger nach Palästina emigrierte und 1956 nach Düsseldorf zurückkehrte, wo er sich der Jüdischen Gemeinde anschloss. Die Autorin schreibt, er habe auch nach 1945 weder negative noch positive Erfahrungen mit Kirchen gemacht (S. 384). In seinem Fall beruht das offenbar auf mangelndem Engagement. Denn schon vor seiner Rückkehr nach Düsseldorf war die dortige Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit gegründet worden, die zahlreiche Mitglieder gewann und rege Veranstaltungen durchführte. Wenn er sich davon ferngehalten hat, sagt das nichts über das interkonfessionelle Zusammenwirken von Christen und Juden aus, aber viel über sein auf Desinteresse gegründetes Urteil. Ein zweites Beispiel betrifft ein Interview mit einem evangelischen Pfarrerssohn. Dieser berichtet von guten Beziehungen der Pfarrersfamilie Klingbeil zu der jüdischen Familie Lippschütz, Vater Rechtsanwalt, 1935 aufgrund der Nürnberger Rassengesetze entlassen (S. 324f.). Daran stimmt fast gar nichts. Die Familie hieß Lipschitz; weder der Vater noch die Familie war jüdisch. Der Vater, der als Mischling galt, war Amts- und Landgerichtsrat. Das Berufsverbot erhielt er bereits im November 1933.¹ Ein Blick ins Adressbuch hätte schon erste Korrekturen erfordert. Dennoch sind die Interviews aufgrund der erlebten Schicksale teilweise dramatisch und aufwühlend.

Die 18 wiedergegebenen Antwortbriefe jüdischer Emigranten sind bewegend zu lesen. Hier wie bei den Interviews fallen die Auswertungen eher kurz aus. Statt auf

¹ Hans BERGEMANN, Simone LADWIG-WINTERS, Richter und Staatsanwälte jüdischer Herkunft in Preußen im Nationalsozialismus, Köln 2004, S. 202.

Spekulationen und müßige Fragen (S. 387f., 398, 404, 424) auszuweichen, hätten die Briefpartner zu den Unklarheiten und Lücken noch einmal befragt werden sollen.

Bedauerlich ist, dass hier und da Publikationen nicht verwendet worden sind, die für bestimmte Aspekte der Studie wichtig gewesen wären. Dazu gehört zum einen die Darstellung der rheinischen Mitarbeiter des Büros Grüber von Hartmut Ludwig,² einem ausgewiesenen Experten, zum anderen die Dissertation von Frank Homberg über den Retterwiderstand in Wuppertal, die zwar nicht nur Juden betrifft, sie aber mit einbezieht.³ Ein Extrakt seiner Dissertation ist als Aufsatz in der ZBGV erschienen.⁴

Die „Erbe und Auftrag“ betitelte Schlussbetrachtung vermag auf mehr als 30 Seiten mit manchen bis dahin aufgetretenen Problemen der Studie zu versöhnen. Zurecht betont die Autorin hier abschließend die Bedeutung der grundlegenden Wandlung kirchlichen Selbstverständnisses, wenn das dialogische Zusammentreffen mit Juden nicht mehr der Bekehrung, sondern der Begegnung dient. Dass die lange Zeitspanne bis hin zum rheinischen Synodalbeschluss aus dem Jahr 1980 zur Erneuerung des Verhältnisses zu den Juden als „bedenklich“ (S. 464) bezeichnet wird, wird dem gesamten Verlauf seiner Entstehung nicht gerecht. Vielmehr hat es einen jahrzehntelangen fruchtbaren Diskussionsprozess gegeben, der zuletzt ausdrücklich in die Gemeinden der rheinischen Landeskirche hineingetragen wurde, damit in dieser Frage ein von breiter Zustimmung getragener Beschluss zustande kam.

Eine Vielzahl kleiner Sachfehler erschwert die Lektüre und erfordert die Prüfung an den Quellen bzw. an der Literatur. Beispiele: Gilt eine Zahl über Judentaufen für einen Zeitraum von 27 oder 40 Jahren (S. 75f.)? Wann soll das Zahlenverhältnis von Juden zu Christen in Düsseldorf 1:25.000, in Wuppertal 1:10.000 betragen haben (S. 460)? Wenn es Mitte 1939 gewesen wäre, hätte Düsseldorf 21, Wuppertal 41 jüdische Einwohner gehabt (richtig: 1813 bzw. 1093 einschließlich sogenannte Mischlinge). Tatsächlich hatte Düsseldorf 1933 nach Köln die zweitgrößte jüdische Bevölkerung im Rheinland, Wuppertal die fünftgrößte. War der Konsistorialrat Rössler NSDAP-Mitglied oder nicht (S. 97, 101)? Der Theologieprofessor Gerhard Kittel (Tübingen) und die Pfarrer Karl Windfuhr (ref. Elberfeld) und Waldemar Sinning (ref. Elberfeld) werden trotz Skrupeln fälschlich der BK zugeordnet (S. 67, 319, 324). Einen Rabbiner Dussmann hatte die Synagogengemeinde Elberfeld nicht, aber einen Oberkantor Sussmann (S. 374). Die Interviewpartner Renate Rocholl und Geschwister Culp werden fälschlich als Mischlinge zweiten Grades bezeichnet (S. 356, 452f.).

Im Anhang werden elf Dokumente, teilweise auszugsweise, wiedergegeben, darunter auch das Anschreiben mit Fragebogen an die emigrierten Düsseldorfer Juden. Leider wurden die Dokumente weder im Inhaltsverzeichnis noch zu Beginn der Dokumentation

2 Hartmut LUDWIG, Als Zivilcourage selten war. Die evangelische Hilfsstelle ‚Büro Pfarrer Grüber‘, ihre Mitarbeiter und Helfer im Rheinland 1938 bis 1940, in: Günther B. Ginzel (Hg.), Mut zur Menschlichkeit. Hilfe für Verfolgte während der NS-Zeit, Köln/Bonn 1993, S. 29–54.

3 Frank HOMBERG, Retterwiderstand in Wuppertal während des Nationalsozialismus, Diss. Düsseldorf 2008.

4 Frank HOMBERG, Wuppertaler im Retterwiderstand während des Nationalsozialismus, in: ZBGV 102, 2010, S. 109–145.

gelistet. Ein Register fehlt. Der Rezensent legt die Arbeit mit gemischten Gefühlen aus den Händen.

Horst Sassin, Solingen

Langenfelder Chronik 1940–1945. Langenfeld im 2. Weltkrieg. So erlebte Langenfeld das Ende der Nazi-Diktatur. Fotos und Dokumente, erstellt vom Arbeitskreis Geschichte der Volkshochschule Langenfeld in Verbindung mit dem Bergischen Geschichtsverein, Langenfeld: VHS Langenfeld 2013, ISBN 978-3-929365-26-9, 8,- € (erhältlich in der Geschäftsstelle der VHS Langenfeld).

Die Langenfelder Chronik umfasst entgegen dem Buchtitel nicht den vollen Zeitraum 1940–1945, sondern lediglich die Jahre 1941–1942 und 1944–1945. Die von elf Bearbeitern erstellte Chronik beruht auf der im Stadtarchiv Langenfeld lückenhaft vorhandenen, von Macat¹ übersehenen Lokalausgabe der „Rheinischen Landeszeitung“, Sprachrohr der NSDAP. Es gibt 19 Daten aus den Monaten Januar bis April 1941, 34 vom Mai bis Dezember 1942, während der Jahrgang 1944 und die ersten beiden Monate 1945 (bis 22. Februar) in dichter Datenfolge präsentiert werden. Die Auszüge zu den jeweiligen Daten scheinen willkürlich gewählt worden zu sein: Auszeichnungen mit dem Eisernen Kreuz finden ebenso Berücksichtigung wie hohe Geburtstage oder Jubiläen. Ansprachen des NSDAP-Kreisleiters demonstrierten bei desolater werdender Kriegslage den Durchhaltewillen wider besseres Wissen.

Einige, teilweise eindrucksvolle Bilder geben zu denken. Das an sich konventionelle Bild einer Volksschulklasse mit 25 Schülerinnen und 22 Schülern gewinnt an Gewicht durch die namentliche Beschriftung mit Nennung der Todesdaten von 15 im Krieg gefallenen ehemaligen Schülern. Ein Fehler ist die Bildunterschrift zu einer Landkarte Osteuropas vom 5. Juli 1942; sie zeigt anstelle des angeblichen Frontverlaufs die Grenzen vom Juni 1941 mit den angedeuteten Grenzen der von der Sowjetunion 1940 annektierten baltischen Staaten.

Dem Werk sind kurze Chroniken einer Volksschule, eines Industrierwerkes und von fünf katholischen Pfarreien beigelegt. Wieso die evangelische Gemeinde unberücksichtigt bleibt, wird nicht begründet. Die Langenfeld betreffenden Luftangriffe und Bombenabwürfe sind vorläufig in umfangreichen Tabellen gelistet, die auf der Auswertung der standesamtlich beurkundeten Sterbefälle beruhen. Hier werden erstmalig auch die jeweiligen Sachschäden dokumentiert.

Hilfreich für das Auffinden von Informationen ist das umfangreiche Personen-, Orts- und Sachregister. Ergänzende Literaturhinweise beziehen sich auf Veröffentlichungen zu weiteren, in der vorliegenden Publikation nicht thematisierten Aspekten der Langenfelder Geschichte im Zweiten Weltkrieg.

Horst Sassin, Solingen

¹ Andreas MACAT, Die Bergische Presse. Bibliographie und Standortnachweis der Zeitungen und zeitungssähnlichen Periodika seit 1769, München 1991.